

Cecil Arndt, Cuso Ehrich, Isabell May (Hrsg.)

BEGEGNUNGEN, BERÜHRUNGEN, BEWEGUNGEN

Perspektiven und Interventionsmöglichkeiten
für rassismuskritische Jugend(bildungs-)arbeit
im Kontext Flucht und Migration

Impressum und Dank

Herausgeber*innen:	projekt.kollektiv (IDA-NRW): Cecil Arndt, Cuso Ehrich, Isabell May Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung IDA-NRW/IDA e.V. Volmerswerther Str. 20, 40221 Düsseldorf www.ida-nrw.de www.idaev.de Düsseldorf, 2021
Künstlerische Aufbereitung:	Fadi Elias Salman Abdo (In-Haus Media)
Lektorat:	Meltem Büyükmavi, IDA-NRW
Korrektur:	Christian Schoppe
Transkriptionen:	Jana Baumeister Lukas Kynast Theodoros Katsalis
Druck:	Düssel-Druck & Verlag, Düsseldorf

DANK: Besonderer Dank gilt unserem ehemaligen Kollegen Kolja Koch und allen Teilnehmer*innen, Referent*innen und Autor*innen, Gesprächs- und Kooperationspartner*innen des Projekts sowie den Mitarbeiter*innen von IDA-NRW und IDA e.V., die zum Entstehen der Broschüre beigetragen haben. Insbesondere auch unserer Kollegin Meltem Büyükmavi für das kompetente, zugewandte und kollegiale Feedback und Lektorat, Christian Schoppe für sein wertschätzendes Feedback und das gründliche wie geduldige Korrektur sowie Salman Abdo und Fadi Elias für die inspirierenden künstlerischen und grafischen Anregungen und Umsetzungen und die freundliche und inspirierende Zusammenarbeit.

Gefördert vom:

Ministerium für Kinder, Familie,
Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen



projekt.kollektiv

IDA-NRW

Informations- und Dokumentationszentrum
für Antirassismusbearbeitung in Nordrhein-Westfalen



Das Projekt wird gefördert durch das Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration NRW. Für die Inhalte ist allein das projekt.kollektiv verantwortlich.

Cecil Arndt, Cuso Ehrich, Isabell May (Hrsg.)

BEGEGNUNGEN, BERÜHRUNGEN, BEWEGUNGEN

Perspektiven und Interventionsmöglichkeiten
für rassismuskritische Jugend(bildungs-)arbeit
im Kontext Flucht und Migration



Inhaltsverzeichnis

8	1. Über das Projekt
16	2. Rassismuskritische Bildungsarbeit kontextualisieren
18	2.1 „Rassismuskritisch atmen“ lernen: Grundlegende Gedanken für eine rassismuskritische Praxis der Raumgestaltung in Kontexten der Jugendarbeit
28	2.2 Gesellschaft gemeinsam gestalten lernen – Ein fiktives Interview
42	2.3 Queer of Color II – Wieso machtkritische Räume alle etwas angehen
54	2.4 Intersektionalität , Utopie und Sinnlichkeit
66	2.5 Un_Vereinbarkeiten? – Zum Zusammendenken von Rassismuskritik und Antisemitismuskritik
73	2.6 Atmen-Fühlen-Denken-Handeln: Mögliche Dimensionen einer machtkritischen Praxis
76	3. Dokumentation: Das projekt.kollektiv in der Praxis
78	3.1 Die rassismuskritische Brille mitnehmen – Ein Gespräch zwischen Kolja Koch (Projektreferent 2017-2020) und seiner Nachfolgerin Isabell May (Projektreferentin seit 2021)
88	3.2 Qualifizierungsreihe „Multiplikator*innen der rassismuskritischen Jugend(bildungs-)arbeit im Kontext Migration und Flucht“ – Ein Interview mit Şeyma Özdemir und Yacouba Coulibaly
96	3.3 Wahrnehmungshorizonte: Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie - Anti-Asiatischer Rassismus – Veränderte rassistische Normalitäten - Identitätspolitische Strategien und neue Formen der Solidarität
118	4. Gesundheit und Selbstfürsorge im Kontext von Rassismus(kritik)
120	4.1 Konstant für sich sorgen – Impulse zur Stärkung von Selbstsorge-Orientierung und traumainformierten Ansätzen in machtkritischen Arbeitsfeldern
132	4.2 „Take Yourself Seriously!“ - Ein Interview mit Amma Yeboah
142	5. Inspirationen und Impulse
157	6. About the Artworks
158	7. Glossar

Über das Projekt



Das projekt.kollektiv will junge Menschen mit Flucht- bzw. Rassismuserfahrungen als Zielgruppe wie auch als Akteur*innen für politische und pädagogische Bildungsprozesse grundsätzlich mitdenken. Wir wollen, auch angesichts der gesellschaftlichen Herausforderungen im Zusammenhang mit diesen Themenfeldern, die Voraussetzungen für die notwendige rassismuskritische und diversitätssensible Öffnung und Praxisentwicklung der Jugendarbeit schaffen. Dabei setzen wir auf die rassismuskritische Sensibilisierung, die Qualifizierung sowie die Kompetenzförderung von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen und Multiplikator*innen der Kinder- und Jugendarbeit.

Über die Jahre hat das Projekt Qualifizierungsreihen, Workshops, Fachtage, Prozessbegleitungen, Beratungen, Vernetzungstreffen, Austauschräume und Podien angeboten, wie sie hier zu einem Teil auch dokumentiert sind. Zudem unterstützt das Projekt die fachliche Weiterentwicklung im Feld rassismuskritischer Diskurse und Ansätze bspw. durch die Veröffentlichung von Fachartikeln. Fragen, die das projekt.kollektiv beschäftigen, sind dabei:

- Rassismuskritik, **Intersektionalität** und Antidiskriminierung: Was können wir aus den theoretischen und pädagogischen Konzepten der intersektional ausgerichteten Rassismuskritik einerseits und den politischen Strategien der Antidiskriminierungsarbeit andererseits für die Kinder- und Jugendarbeit mit jungen geflüchteten Menschen und Menschen mit Rassismuserfahrungen lernen?
- Empowerment und Vernetzung: Wie können wir Empowerment-Konzepte im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit mit jungen Geflüchteten umsetzen und junge Menschen mit Flucht- bzw. Rassismuserfahrung, die als gesellschaftliche Akteur*innen in eigener Sache auftreten bzw. als Multiplikator*innen in der Jugendarbeit aktiv werden möchten, ermutigen und fördern? Wie können wir das Empowerment und die landesweite Vernetzung aktiver junger Geflüchteter weiter fördern und begleiten und sie in die Strukturen der Jugendarbeit einbeziehen? Welche Entwicklungsbedarfe ergeben sich hieraus für die Strukturen und Institutionen der Jugendarbeit selbst?
- Diversitätsbewusste Bildungsarbeit: Was können wir vom diversitätsbewussten Ansatz für die Arbeit mit der oft in ihrer Heterogenität unterschätzten Zielgruppe der jungen Geflüchteten lernen, und welche Konsequenzen ergeben sich aus intersektionalen Perspektiven der Rassismuskritik?
- Beziehungsarbeit und gesellschaftliche Aushandlungsprozesse: Wie können fruchtbare Begegnungen und auf Wertschätzung beruhende Auseinandersetzungen angesichts konflikthafter, politischer Themenfelder ermöglicht bzw. gestaltet werden?
- Rassismuskritik und pädagogische und organisationale Nachhaltigkeit: Wie können Fachkräfte, Multiplikator*innen und Jugendliche hinsichtlich ihrer Kompetenzen im Feld Selbstfürsorge, **Ressourcenorientierung** und Traumasensibilität gestärkt werden, um nachhaltige Arbeit und Entwicklung im Themenfeld zu ermöglichen?



Vorwort

Liebe Kolleg:innen, Freund:innen und Interessierte,¹

schön, dass Ihr den Weg zu unserer Broschüre gefunden habt!

Vorweg zur Geschichte des projekt.kollektiv und damit dieser Broschüre: Das projekt.kollektiv wurde 2017 als Projekt von IDA-NRW ins Leben gerufen, die Bereitstellung der Mittel durch das MKFFI des Landes NRW² war Teil der institutionellen Reaktionen auf den langen Sommer der Migration 2015. Junge geflüchtete Menschen wurden als „neue Zielgruppe“ der Jugendarbeit mit besonderem Unterstützungsbedarf wahrgenommen und der Fördertopf „Titelgruppe 68“ wurde bereitgestellt, um die Infrastruktur für Projekte in diesem Bereich aufzubauen. Mit den bereitgestellten Mitteln hat das projekt.kollektiv u.a. versucht, in diesem Kontext rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit zu etablieren. Dabei stand im Mittelpunkt, die jungen Menschen, die neu nach Deutschland migriert waren, vor allem als Akteur:innen wahrzunehmen sowie als Expert:innen anzuerkennen – als Expert:innen für ihre eigenen Lebensrealitäten und Bedarfe, für Migration und für Herausforderungen, denen sich die deutsche Gesellschaft stellen muss.

Im Gegensatz zu Ansätzen der „Integration“ und „Hilfe“ legten die verschiedenen Referent:innen im projekt.kollektiv den Fokus stets auf Empowerment(-Orientierung) sowie auf die kritische (Selbst-)Reflexion von pädagogischem Handeln und etablierten Strukturen.

Dabei ging es unter anderem darum, die Auseinandersetzung mit *weißen*, vermeintlichen Normalitäten auch in der pädagogischen, politisch-bildnerischen wie ehrenamtlichen Praxis anzustoßen und die gemeinsame Verhandlung derselben auch aus postmigrantischen Perspektiven zu ermöglichen.

Während auf institutionalisierter politischer Ebene einerseits neue Fördertöpfe geschaffen wurden, um Infrastrukturen und Projekte aufzubauen, setzte sich andererseits auch die kontinuierliche Entrechtung von Migrant:innen aus dem Globalen Süden fort.

¹ In dieser Broschüre nutzen wir im Sinne geschlechtergerechter Sprache gegenderte Formen – in der Beschäftigung hiermit bewegen wir uns auch an der Schnittstelle Ableismus/Sexismus, da einige gegenderte Formen voraussetzungs- bzw. barriere-reich sind. Beispielsweise können manche Formen von einigen Programmen, die blinde und sehbehinderte Menschen nutzen, nicht gut ausgelesen werden. Ob die Schreibweise mit „Sternchen“ oder jene mit Doppelpunkt besser geeignet ist bzw. sich durchsetzen wird, ist aktuell Gegenstand von Auseinandersetzungen (vgl. Heiko Kunert (2020): „Diskriminiert das Gender-Sternchen blinde Menschen?“. Blogbeitrag online abrufbar unter <https://heikos.blog/2020/11/08/diskriminiert-das-gender-sternchen-blinde-menschen/>) – daher haben wir uns entschieden, vorläufig beide Formen in unserer Arbeit zu nutzen.

² Ministerium für Kinder, Familien, Flüchtlinge und Integration des Landes NRW, Rechtsnachfolger des Ministeriums für Familie, Kinder, Familie, Jugend, Kultur und Sport

Diese äußert sich u.a. in verschärften Einreisebedingungen und Grenzgewalt, erschwerten Fluchtmöglichkeiten und zahlreichen repressiven migrationspolitischen Gesetzen und Entscheidungen, bspw. einigen der in den Asylpaketen I und II enthaltenen Regelungen.

Für unsere Arbeit im Projekt ergeben sich in dem Themenfeld diverse Spannungsfelder: Wie erkennen wir junge Geflüchtete und junge Menschen, die Migrations- und Rassismuserfahrungen machen, als Gruppe mit spezifischen Bedarfen an und vermeiden es gleichzeitig, sie zu „den Anderen“ zu machen, sie zu homogenisieren und die Komplexität menschlicher Realitäten z.B. auf die Kategorie „geflüchtet“ zu reduzieren? Wie thematisieren wir die spezifischen Erfahrungen der Menschen, die in den letzten Jahren Fluchterfahrung gemacht haben, ohne auszublenden, dass die Tatsache der Migration als ein Kontinuum³ de-thematisiert wird?

Wie viele Kapazitäten verwenden wir für die Sensibilisierung privilegierter Personen und Strukturen und wie viele im Bereich Empowerment der Zielgruppen, die über deutlich weniger Ressourcen verfügen? Wie können wir nachhaltig innerhalb einer Projektlogik arbeiten, in dem Wissen, dass es einer Vielzahl verstetigter Strukturen bedarf, die in absehbarer Zeit nicht als etabliert und deren Entwicklung in absehbarer Zeit nicht als abgeschlossen gelten kann?

Mit dieser Broschüre wollen wir die bisherige Arbeit des projekt.kollektiv in Ausschnitten darstellen und versuchen aufzuzeigen, was es aus unserer Perspektive heißt, im Kontext Flucht und Migration politisch verortet und parteilich zu arbeiten. Wir versuchen, die aktuellen Diskurse um Flucht, Migration, Postmigration und Rassismuskritik in unsere Arbeit miteinzubeziehen und dementsprechend kontextabhängig Angebote für Menschen zu erstellen, so dass in den gegebenen Strukturen rassismuskritisch und intersektional ausgerichtet reflektiert und gehandelt werden kann. Statt einer Komplexitätsreduktion, die (aktuelle) gesellschaftliche Ereignisse aus der eigenen Arbeit ausblendet, versuchen wir Ereignisse und Entwicklungen wie rassistische Anschläge, die COVID-19 Pandemie und die dynamische Situation an den EU-Außengrenzen in unsere Angebote einzubeziehen. Die Broschüre zeigt Beispiele dieser Arbeit mit und in diversen Widersprüchen und Spannungsfeldern, bspw. zwischen Flexibilität und Planungssicherheit, auf.

Wir verstehen zudem diese Broschüre konkret, wie auch unsere Arbeit im weiteren Sinne, als politische Intervention angesichts der Aneignung diverser Diskurse aus sozialen Bewegungen und der damit einhergehenden Entpolitisierung dieser Ansätze. In diesem Kontext hervorzuheben sind Angebote zu und Verständnisse von Diversität, Empowerment und **Intersektionalität**, bei denen wir eine zunehmende Entfremdung von den politischen Ursprüngen, Visionen und Veränderungspotentialen feststellen; gesellschaftliche Verhältnisse und sogenannte Normalitäten

3 Gemeint sind hier die Übergänge zwischen Flucht, Migration und Postmigration als konkrete Lebenserfahrungen und Bezugspunkte der Verhandlung und Gestaltung sozialen, politischen und kulturellen Lebens in der postmigrantischen Gesellschaft.

werden oft nicht kritisch reflektiert und somit stecken pädagogische und ehrenamtliche Praxis sowie die der Sozialen Arbeit und Politischen Bildung häufig in der Abwehr von Zumutungen und Diskriminierungen für Einzelne fest.

Vor allem aber verstehen wir diese Broschüre als eine Einladung an die Kreativität und das kritische Reflexions- und Handlungsvermögen der Personen, die sie lesen. Wir haben keine perfekten Antworten, sondern viele Fragen, und stoßen regelmäßig auf Hindernisse, die unüberwindbar scheinen, auf Widerstände und Kritik. Wir versuchen, Lösungen und Inspirationen in interdisziplinären Verschränkungen sowie Kooperationen und Netzwerken zu suchen, und probieren gemeinsam viel Neues aus. Zudem verstehen wir emanzipatorische Prozesse wie rassismuskritische Weiterentwicklung als notwendig offenen, dynamischen und auch im positiven Sinne konflikthaften Prozess.

Ihr findet in dieser Broschüre eine Zusammenstellung verschiedener Textarten und Materialien aus unterschiedlichen Veranstaltungen und Arbeitsphasen des Projekts. Da sich ein Großteil unserer Arbeit an Multiplikator:innen richtet, möchten wir so in Workshops und anderen Formaten gemeinsam erarbeitete Impulse und Ergebnisse sichern und jungen Menschen, Fachkräften und Multiplikator:innen langfristig zur Verfügung stellen. Die Broschüre ist nicht als linear zu verstehen und erwartet von Euch als Leser:innen nicht, „von vorne bis hinten“ erarbeitet zu werden. Wir laden vielmehr dazu ein, sie assoziativ, intuitiv und dem persönlichen Interesse oder Bedarf folgend zu nutzen sowie dabei gleichzeitig stellenweise innezuhalten und das eigene Leseverhalten zu betrachten – wohin geht Eure Aufmerksamkeit? Welches Thema könnt oder wollt ihr aktuell (nicht) angehen?

Gleichzeitig haben wir uns entschieden, den Leser:innen drei Ordnungsmöglichkeiten zur Orientierung anzubieten:

Im ersten Themenblock der Broschüre stellen wir unsere theoretischen Grundlagen dar, erläutern wichtige Konzepte sowie grundlegende und weiterführende Perspektiven des Projekts und führen praxisorientierte reflexive Elemente ein, um rassismuskritische (Bildungs-)Arbeit zu kontextualisieren. Der zweite Teil der Broschüre dokumentiert wichtige Etappen der Projektarbeit und gibt Einblicke in zentrale Veranstaltungen bzw. Phasen des Projekts – bspw. wird hier über die Multiplikator*innenschulung 2019 als zentrales Element der Projektarbeit informiert, und diese wird retrospektiv von Teilnehmer:innen beleuchtet.

Der Einblick in die Jahresabschlussveranstaltung 2020 soll zudem vor dem Hintergrund der COVID-19-Pandemie die Einordnung aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen und Ereignisse aus rassismuskritischer Perspektive erleichtern und ihre Bedeutung für pädagogische (Jugend-)Arbeit erleichtern. Im dritten Teil der Broschüre möchten wir dazu anregen, Beziehungsarbeit sowie selbst- und fürsorgezentrierte Elemente und deren Bedeutung in rassismus- und **machtkritischer** Arbeit verstärkt in den Blick zu nehmen und die Auseinandersetzung mit **traumainformierten** wie ressourcenorientierten Ansätzen nahelegen.

Eine Auswahl an Begriffen ist im Glossar ab S. 158 erklärt bzw. definiert, in den Texten der Broschüre (wie auch hier) sind diese fett und kursiv gedruckt. Weitere Begriffserklärungen finden sich bspw. im Glossar des IDA e.V.: <https://www.idaev.de/recherchetools/glossar>

Der Erfüllung unseres Auftrags – rassismuskritische Perspektiven für die Jugend(bildungs-)arbeit im Kontext Migration und Flucht zu entwickeln – können wir uns nur durch die zwischenmenschlichen, fachlichen und politischen Begegnungen und Auseinandersetzungen mit Euch annähern. Impulse und Interventionen, wirksames und solidarisches Handeln entstehen im Austausch und in dynamischen, aktivistischen, ehrenamtlichen und fachlichen Netzwerken sowie durch die Weitergabe von Wissen und „skills“ in ihren vielfältigen Formen. Dies versuchen wir hier durch die Zitate, die sich in der Broschüre verteilt finden, abzubilden (zudem gibt es eine Sammlung am Ende der Broschüre ab S. 142). Mit diesen wollen wir Euch außerdem dazu einladen, den Blick über den konkreten Text hinaus zu weiten, weiterführende oder völlig andere Ideen, Gedanken und Fragen aufzunehmen und zu reflektieren. Wir danken allen Zitatgeber:innen für ihr Einverständnis und die vielfältigen Impulse!

Die pädagogische und gesellschaftliche Auseinandersetzung mit rassismuskritischen Perspektiven wurde hart erkämpft und erfreulicherweise in den letzten Jahren vorangetrieben; **Intersektionalität** und Rassismuskritik haben an Bedeutung gewonnen – gleichzeitig müssen diese Auseinandersetzungen und Verhandlungen konsequent fortgesetzt und kritisch reflektiert werden. Politische (Alltags-)Kämpfe, die in diesen Zusammenhängen von sogenannten Betroffenen und solidarischen kritischen Verbündeten geführt wurden und werden, verdeutlichen die Notwendigkeit kontinuierlicher Auseinandersetzung und Weiterentwicklung und machen Handlungsfelder sichtbar. Vielleicht insbesondere, aber nicht nur im Kontext Flucht und migrationspolitischer Entscheidungen erleben viele von uns, die selbst betroffen und/oder im Themenfeld engagiert sind, gesellschaftliche und politische Entwicklungen immer wieder und schon seit Jahrzehnten als reaktionär, als frustrierend und gewaltvoll. Jede kleine Errungenschaft scheint nur von kurzer Dauer, gesellschaftliche und globale Verhältnisse und Ungerechtigkeiten spitzen sich zu.

Diese Broschüre möchte dennoch oder gerade deshalb verschiedene Handlungsebenen für unsere alltäglichen Praktiken eröffnen und verdeutlichen. Sie soll dazu einladen, auch Bereiche und Formen in den Blick zu nehmen, die vielleicht stellenweise jenseits „klassischer“ Strukturen von Jugendarbeit liegen und sich inspirieren zu lassen. Die kritische Auseinandersetzung mit eigenen Strukturen und dem eigenen Handeln begreifen wir als wichtige Voraussetzung, die auf praxisorientierte Perspektiven und transformative Momente verweist. So sollen schließlich produktive, kreative und engagierte Schritte der Umsetzung angeregt bzw. gestärkt werden.

In diesem Sinne wünschen wir Euch und uns eine anregende und bereichernde Lektüre sowie weitere wirkungsvolle Inspirationen, Auseinandersetzungen und gemeinsame Wege – wir bleiben in Kontakt!

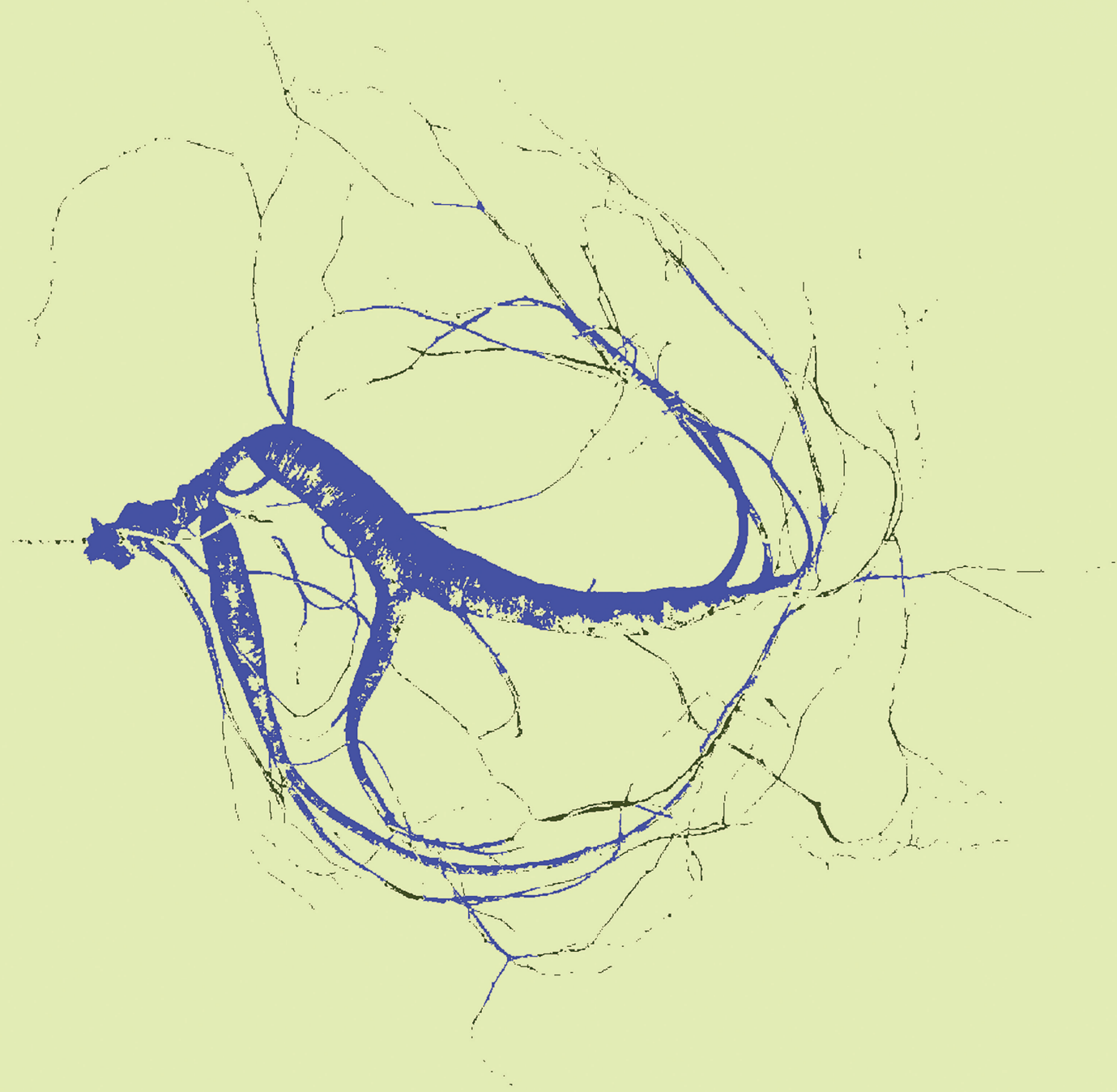
Herzlich

Cuso Ehrich, Cecil Arndt und Isabell May vom projekt.kollektiv



Teil I

Rassismuskritische Bildungsarbeit kontextualisieren



„Rassismuskritisch atmen“ lernen: Grundlegende Gedanken für eine rassismuskritische Praxis der Raumgestaltung in Kontexten der Jugendarbeit

Ein Text von Cecil Arndt, Cuso Ehrich, Kolja Koch

Bevor wir unsere Gedanken für eine Praxis rassismuskritischer Raumgestaltung teilen, möchten wir transparent machen, aus welchen Hintergründen und **Positionierungen** der vorliegende Text entstanden ist: In den Artikel sind gemeinsame wie unterschiedliche Perspektiven und Erfahrungswerte eingeflossen, die wir – teils aus negativ von Rassismus betroffener **Positionierung** als People of Color (PoC), teils aus kritisch reflektierter *weißer* **Positionierung** – eingebracht und gemeinsam im Hinblick auf Möglichkeiten und Bedingungen für eine rassismuskritische Praxis der Raumgestaltung reflektiert haben.

Die Erfahrungen und das Wissen aus dem persönlichen Alltag, aus anti-rassistischen und (queer-)feministischen aktivistischen Kontexten sowie aus Empowerment- bzw. kritischen Reflexionsräumen spielen dabei ebenso eine Rolle wie Praxiserfahrungen in der rassismuskritisch orientierten politischen Bildungsarbeit des projekt.kollektiv. Ein zentraler gemeinsamer Bezugspunkt ist eine Qualifizierungsreihe des projekt.kollektiv für junge Multiplikator*innen, die wir als Versuch verstehen, rassismuskritische und Empowerment-orientierte (Bildungs-) Räume im Kontext der Jugendarbeit zu gestalten.

Der Text liefert keinen universellen Werkzeugkasten, mit dessen Hilfe sich der perfekte rassismuskritische Raum wie von Zauberhand schaffen ließe. Vielmehr möchten wir pädagogischen Fachkräften und Einrichtungen Anregungen und Impulse anbieten, um die eigene Praxis der Raumgestaltung zu reflektieren, um über Notwendigkeiten und Möglichkeiten in der Gestaltung rassismuskritischer (Bildungs-)räume nachzudenken und um eine organisationale Praxis zu entwickeln, die im Sinne einer rassismuskritischen Öffnung in den eigenen Räumen rassistischen Verhältnissen entgegenwirkt.

Die Bedeutung des Raumverständnisses für rasismuskritische Öffnungsprozesse

In den institutionellen Räumen, die dem Anliegen dieser Broschüre nach rassismuskritisch zu „öffnen“ sind, bewegen wir alle uns entlang verschiedener Machtkategorien und Diskriminierungsachsen als unterschiedlich positionierte und miteinander agierende Subjekte. Wir lernen, arbeiten, sprechen und atmen in Räumen, die nicht nur durch die geographische Lage (Metropole oder Peripherie, diesseits oder jenseits des Schengenraums, Gated Community oder Geflüchtetenlager) und die dort geltenden Strukturen, Ordnungen und Regeln (Architektur, Ausstattung, Erreichbarkeit, Zugangsbeschränkungen, Hausordnungen etc.) bestimmt sind. (Bildungs-)Räume sind von durch historische Entwicklungen konstituierten und materiell wie symbolisch wirkmächtigen gesellschaftlichen Machtverhältnissen geprägt bzw. durchzogen, und unsere Körper werden so im je spezifischen Kontext auf machtvoll Weise lesbar und (un)sichtbar. Die damit verbundenen Normen, Differenzlinien sowie Ein- und Ausschlüsse sind für die Einzelnen spürbar:

Es macht bspw. große Unterschiede, ob wir uns in einem für uns bekannten oder unbekannten Sprachraum bewegen, ob wir über eine gültige Eintrittskarte (Ticket, Pass, Aufenthaltstitel) verfügen und wie wir im Raum wahrgenommen werden: ob wir uns eingeladen, akzeptiert, geduldet oder abgelehnt fühlen und mit welcher Selbstverständlichkeit wir uns letztlich als Teil des Raumes verstehen können. Grundlegend ist auch, welche anderen Subjekte anwesend sind und wie sie im räumlichen Kontext positioniert sind bzw. sich zueinander positionieren, welche Rechte und Beschränkungen sie erfahren, über welche Ressourcen sie verfügen, welche Privilegien sie (nicht) haben und wie sich dies in der Interaktion und im Raum auswirkt. Wenn wir von Rassismuskritischer Öffnung von Institutionen und Einrichtungen der Jugendarbeit sprechen, schließt dies daher notwendigerweise auch eine rassismuskritische Reflexion unseres Raumverständnisses wie unserer Raumpolitiken als Grundlage für eine aktive Umgestaltung und (Re-)Organisation der Räume ein, in denen diese Arbeit stattfindet.

Rassismus in der deutschen Gesellschaft und in unseren (Bildungs-)Räumen

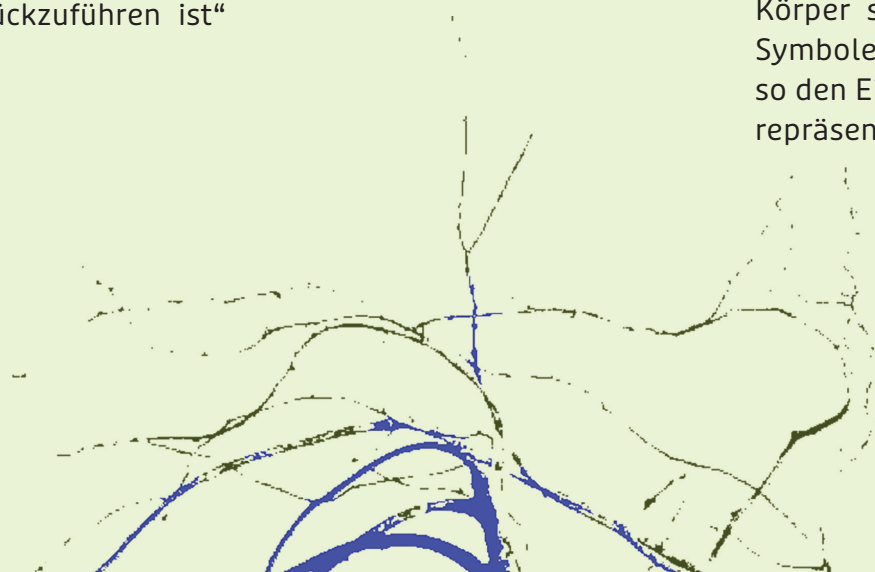
Als theoretische Basis für unsere Überlegungen zur Raumgestaltung bzw. zu Raumpolitiken beziehen wir uns auf die akademische wie nicht-akademische Wissensproduktion im Feld der Rassismuskritik. „Ansätze der Rassismuskritik definieren Rassismus als gesellschaftsstrukturierendes Ungleichheits- und Machtverhältnis, das im deutschen Kontext historisch und ideologisch v.a. auf die Geschichte des Kolonialismus und den Nationalsozialismus zurückzuführen ist“ (Koch 2017).

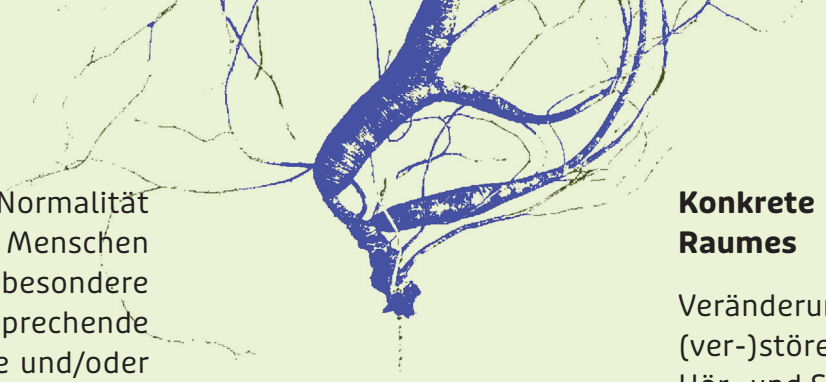
Rassismus wirkt in der Bundesrepublik als historisch gewordenen Ungleichheits- und Machtverhältnis fort und (re-)produziert im gesellschaftlichen Alltag Differenzlinien, Normen und Ausschlüsse, die sich im Raum konkretisieren: Migrantisierte Menschen bzw. People of Color erleben aufgrund rassistischer Zuschreibungen in der Schule wie auf dem Wohn- und Arbeitsmarkt Abwertungen und Benachteiligungen (vgl. Fereidooni 2011, Antidiskriminierungsstelle des Bundes 2015). Polizeibehörden kontrollieren in der als racial profiling markierten Praxis („verdachtsunabhängig“) an öffentlichen Orten wie Bahnhöfen täglich vorrangig nicht-weiße Menschen (vgl. Thompson 2018).

Migrantisierte Jugendliche berichten von alltäglichen Rassismuserfahrungen, die im Umfeld bagatellisiert und relativiert werden (vgl. Scharathow 2018). Die Gegenwart von den Kolonialismus verherrlichenden Denkmälern und Straßennamen (vgl. Bechhaus-Gerst 2019) in deutschen Städten und kolonialer Bilder in Kinderbüchern (vgl. Wollrad 2011) sowie der in Teilen der Gesellschaft noch immer normalisierte Gebrauch (kolonial-)rassistischer Wörter im Alltag (vgl. Kilomba 2009) weisen darauf hin, dass kolonialrassistische Vorstellungen in der deutschen Gesellschaft und in ihren Räumen weiterhin (nach-)wirken. Der Anschlag in Hanau am 19. Februar 2020 zeigt die letztlich tödliche Dimension von Rassismus einmal mehr in entsetzlicher Deutlichkeit auf. Die Relevanz rassistischer Ideologie sowie von strukturellem und institutionellem Rassismus für den gesellschaftlichen Alltag wird aufseiten der *weißen* Mehrheitsgesellschaft bis heute trotzdem weitestgehend ignoriert, verleugnet oder verharmlost.

Wie andere gesellschaftliche Ideologien und Machtverhältnisse endet Rassismus nicht vor den Türen unserer Seminarräume und Jugendtreffs, sondern setzt sich hier – unabhängig von unserer pädagogischen Haltung – mehr oder weniger offen sichtbar fort und ist den Räumen wie auch den beteiligten Subjekten eingeschrieben. Rassistisches Wissen auf der einen, aber auch Wissen über Rassismus auf der anderen Seite bestimmen, wer die „Anderen“ sind und was „wir“ bzw. „die Anderen“ in diesen Räumen zu erwarten haben.

Auf Ebene der Einrichtungen wirken tradierte Strukturen und Zugehörigkeitsnormen: Wen spricht die Einrichtung wie an? Wer hat hier Zugang? Wer gehört im Selbstverständnis der Einrichtung in welcher Funktion dazu? Wer repräsentiert die Einrichtung, und welche Wirkung hat das nach innen wie nach außen? Auf Ebene der Fachkräfte und Teilnehmer*innen wirken sich internalisierte Zugehörigkeitsvorstellungen, Bilder und Zuschreibungen im Raum aus: Welche Körper sind selbstverständlich anwesend und welche nicht, welche Bilder und Symbole (Raumordnungen, Wegweiser, Poster, Materialien) sind sichtbar und zeigen so den Einzelnen auf, wer sie und wer die Anderen sind? Wer wird auf welche Weise repräsentiert, wahrgenommen und (an)erkannt?





Welche Sprachen, Redewendungen und Wörter werden im Raum als Normalität akzeptiert oder problematisiert bzw. sanktioniert? Junge migrantisierte Menschen und People of Color werden in der Jugend(bildungs-)arbeit regelmäßig als „besondere Zielgruppe“ und „Andere“ markiert (bspw. durch Projekttitel und entsprechende Kategorisierungen in Teilnahmelisten) und als zu „integrierende“ Andere und/oder „kulturelle Bereicherung“ gelesen. Pädagog*innen of Color sind in den meisten Einrichtungen der Jugendarbeit bis heute deutlich unterrepräsentiert und werden auch dort häufig mit rassistischen Markierungen, Zuschreibungen und Anforderungen konfrontiert. „Rassismusfreie“ Räume, also Räume, die tatsächlich frei von Rassismus wären, kann es unter diesen Voraussetzungen auch in Kontexten der Jugendarbeit nicht geben. Vielmehr erfordert ein rassismuskritischer Öffnungsprozess die Etablierung rassismuskritischer Räume, in denen normalisierte Strukturen, Zugehörigkeitsnormen und Wahrnehmungsmuster irritiert und Sprechpositionen neu verhandelt werden können, so dass die marginalisierten („Anderen“) Perspektiven in den Fokus rücken.

Rassismuskritische Räume: Parteilichkeit und Empowerment-Orientierung

Als rassismuskritischen (Bildungs-)Raum definieren wir einen Raum, in dem die für die Gestaltung Verantwortlichen die Relevanz von Rassismus als grundlegendem, gesellschaftlichem Macht- und Ungleichheitsverhältnis anerkennen und sich konsequent und (selbst-)kritisch damit auseinandersetzen, inwiefern bzw. auf welche Weise rassistische Differenzlinien und Ausschlüsse in diesem Raum wirkmächtig sind, wie sie (re-)produziert werden und wie dem auf verschiedenen Ebenen entgegenzuwirken ist. Ein rassismuskritisch orientierter (Bildungs-)Raum erfordert vonseiten der Fachkräfte also kritisches Wissen über Rassismus und – besonders für *weiß* positionierte Pädagog*innen – eine kritische Auseinandersetzung mit eigenen Normvorstellungen, „*weißen* Flecken“ (vgl. Hirschbeck 2017) und Privilegien, die in den Räumen materiell und symbolisch wirken. Dafür notwendig ist eine wertschätzende Einbeziehung des Wissens der von Rassismus negativ betroffenen Menschen und ihrer – in (Bildungs-)Räumen bislang häufig nicht wahrgenommenen – Perspektiven und Stimmen.

Eine grundsätzliche Haltung der Parteilichkeit für negativ von Rassismus Betroffene ist eine Voraussetzung, um ihre Erfahrungen und Perspektiven ernst zu nehmen und bei Bedarf im Raum hörbar und besprechbar machen zu können. Dabei sollte sich die zu entwickelnde Praxis der Jugendarbeit auch handlungsleitend am Konzept des Empowerment orientieren. Das Konzept temporär getrennter Räume ermöglicht in diesem Zusammenhang negativ von Rassismus Betroffenen geschützte(re) Räume für den Austausch und die gegenseitige Stärkung und Heilung sowie die gemeinsame Perspektiv- und Strategieentwicklung, während Angehörigen der *weißen* Mehrheitsgesellschaft die für eine kritische (Selbst-)Reflexion und Auseinandersetzung mit eigenen Normvorstellungen und Privilegien benötigten Räume angeboten werden. Auf dieser Grundlage können im Raum normalisierte (*weiße*, aber auch männliche, heteronormative, etc.) Werte, Normen und Dominanzen sichtbar gemacht und thematisiert werden, um so Raumpolitiken gemeinsam neu zu verhandeln und auszurichten.

Konkrete Schritte und Fragen für die Überprüfung und Restrukturierung des Raumes

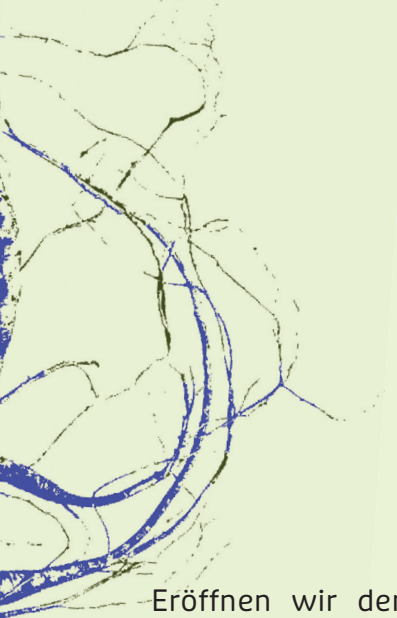
Veränderungen in der Praxis der Raumgestaltung setzen eine intensive und eventuell (ver-)störende Überprüfung des Status quo voraus: Nur wenn normalisierte Seh-, Hör- und Sprechgewohnheiten erkannt werden und mit ihnen gebrochen wird, kann der Raum so (re-)strukturiert werden, dass neue Perspektiven, Interaktionsformen und Handlungsspielräume sichtbar werden. Im Prozess der Überprüfung und Reorganisation des Raums sollten wir uns zunächst der Frage der Beteiligung stellen (Wer ist beteiligt? Aus welchen Perspektiven und mit welchen **Positionierungen**, Zuständigkeiten und Sicherheiten?). Ein rassismuskritischer Raum ist demnach ein partizipativer bzw. möglichst demokratisierter Raum, in dem unter Anerkennung unterschiedlicher **Positionierungen** parteilich die Autonomie der negativ von Rassismus betroffenen Anwesenden und ihrer Perspektiven betont und durch reale Partizipationsangebote bestärkt wird. Um die Strukturen eines Raums rassismuskritisch zur Disposition zu stellen, lassen sich folgende Aspekte überprüfen, für die jeweils konkrete Fragen gestellt werden können:

Zugänglichkeit des Raumes und seiner Ressourcen

In welchem Umfeld befinden sich der Raum bzw. die Einrichtung? Wie ist der Raum für wen erreichbar (z.B. durch Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel, Parkplätze, Rampen)? Wer hat Zugang? Welche Hürden bestehen, um an Angeboten und Veranstaltungen teilzunehmen? Wessen Anwesenheit ist in welcher Rolle und Funktion vorgesehen? Wer fühlt sich eingeladen? Wie werden potenzielle Teilnehmer*innen angesprochen? Wer erfährt von den Angeboten – in welchen öffentlichen und virtuellen Räumen werden sie verbreitet? Welche Zielgruppen werden in der Außendarstellung (Plakate, Flyer, Website, Social Media) repräsentiert, welche Normvorstellungen sind darin kodiert? Welche (un)ausgesprochenen Zugangsbeschränkungen bestehen? Wie werden die vorhandenen Ressourcen im Raum verteilt? Wer kann diese Ressourcen mit welcher Selbstverständlichkeit und für welche Zwecke nutzen? Werden bspw. Ressourcen für Empowerment-Räume proaktiv zur Verfügung gestellt und angeboten?

Gestaltung des Raumes

Wie ist der Raum gestaltet? Wer findet sich in Beschilderung, Sprachen, Materialien etc. wieder? Welche Bilder, Symbole und Materialien sind im Raum präsent? Sind Schwarze Menschen und Menschen of Color auf Bildern und Postern im Raum abgebildet? Bestätigen oder widersprechen die Darstellungen den gängigen rassistischen Stereotypen? Wessen Lebensrealitäten und Wissensbestände repräsentieren die Poster, Plakate oder auch Ölgemälde an den Wänden der Räume? Eröffnen sie Möglichkeiten der Wiedererkennung und Kommunikation für Teilnehmer*innen of Color? Welche Sprachen sind in den Materialien abgedeckt? Gibt es Materialien, die in möglichst voraussetzungsfreier bzw. einfacher Sprache verfasst sind? Wer sind die Autor*innen der ausgelegten Bücher und Broschüren? Welche Perspektiven werden durch sie repräsentiert?



Eröffnen wir den Teilnehmer*innen explizit die Möglichkeit, die Auswahl der Materialien, Bilder und Symbole mitzubestimmen, zu verändern und zu ergänzen, um den Raum über unsere Leerstellen hinweg zu vergrößern und unsere Perspektiven zu erweitern?

Personelle Repräsentation

Wer ist in welcher Position anwesend, lesbar/hörbar und ansprechbar? Sind Schwarze Menschen und Menschen of Color in verantwortlichen Positionen (Vorstand, Geschäftsführung, Leitungsfunktion, Fachkraft) des Umfelds repräsentiert? Sind Pädagog*innen of Color, die auf das Wissen ihrer Lebensrealitäten zurückgreifen und somit den erlebten rassistischen gesellschaftlichen Formationen der Jugendlichen eine lebensweltliche Einordnung geben können, im Raum sichtbar bzw. ansprechbar? Können die Erfahrungen der Teilnehmer*innen of Color von den Verantwortlichen adäquat eingeordnet und parteilich aufgefangen werden? Werden Pädagog*innen of Color in die Planung der Angebote aktiv miteinbezogen? Wird die Expertise von Pädagog*innen of Color – auch über ihre Positionierung und ihr Wissen über Rassismus hinaus – in der Einrichtung wertgeschätzt, und wie werden sie vor rassistischen Markierungen und Zuschreibungen im Raum geschützt?

Regeln der Partizipation und Interaktion

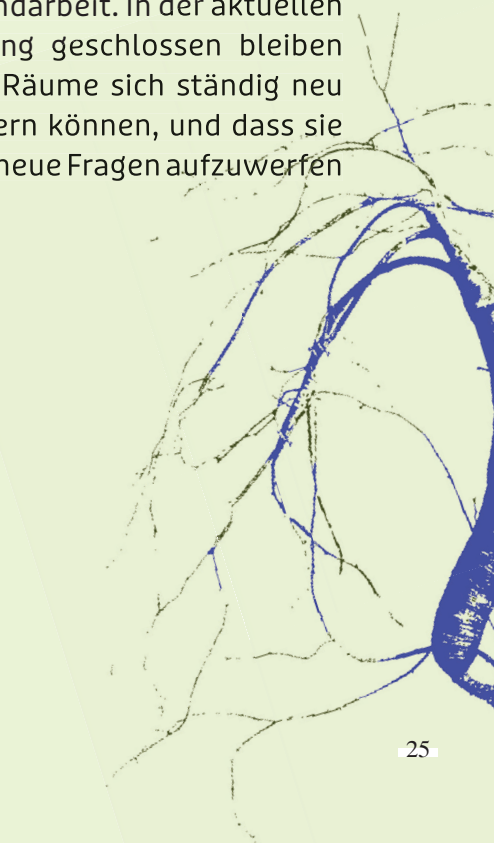
Wer spricht mit wem bzw. für wen? Wer bestimmt was? Wer kann sich wie beteiligen? Welche Hierarchien sind im Raum durch wessen Teilnahme (in welcher Funktion) eingeschrieben? Wie können wir Hierarchien und Machtpositionen benennen und ihnen entgegenwirken? Welcher Sprache(n) und Wörter bedienen wir uns, um miteinander zu interagieren, welche Regeln der Kommunikation stellen wir auf, und wer zieht wie die Grenzen des Sagbaren? Können Teilnehmende selbst Vereinbarungen für den Umgang miteinander verhandeln? Werden Räumlichkeiten und Möglichkeiten zur Verfügung gestellt, um eigene Inhalte und Impulse einzubringen? Können Teilnehmende selbstbestimmt über Themen sprechen und sich von einem vorgegebenen Rahmen bisweilen lösen, um sich verändernde Bedürfnisse, Inhalte und Formen in den Raum zurückzutragen? Sind in Lernräumen genug Pausen vorgesehen, damit die Körper sich erholen, die Inhalte sich setzen und die Emotionen verarbeitet werden können? Wie viel Raum lassen wir für Emotionen – um diese individuell zu spüren, ihnen Ausdruck zu verleihen, sie wahrzunehmen und zu besprechen oder ihre Verarbeitung, z.B. mit Hilfe von gemeinsamen Atem- oder Körperübungen, zu unterstützen?

Sicherheit

Welchen Zumutungen sind Mitarbeitende, Teilnehmer*innen, Besucher*innen und zufällige Passant*innen ausgesetzt (Lichtverhältnisse und Sicherheitsgefühle, die Gefahr, in der konkreten Umgebung aufzufallen, begafft, kontrolliert oder kriminalisiert zu werden)? Gibt es ein Sicherheitskonzept, und wie wird es den Teilnehmer*innen gegenüber kommuniziert? Wie wird im Raum deutlich gemacht und sichergestellt, dass Verletzlichkeiten und Sicherheitsbedarfe von Teilnehmer*innen of Color ernstgenommen werden? Wie werden rassistische Vorkommnisse sanktioniert und wie wird die Reproduktion rassistischer Stereotype, Werte und Normen aufgezeigt und eingeordnet, und wie werden Betroffene im Raum unterstützt? Wer ist für negativ von Rassismus betroffene Teilnehmer*innen während und nach rassistischen Vorfällen ansprechbar, und wie wird das in den Raum und seine Organisation zurückgetragen, um Teilnehmer*innen künftig zu schützen?

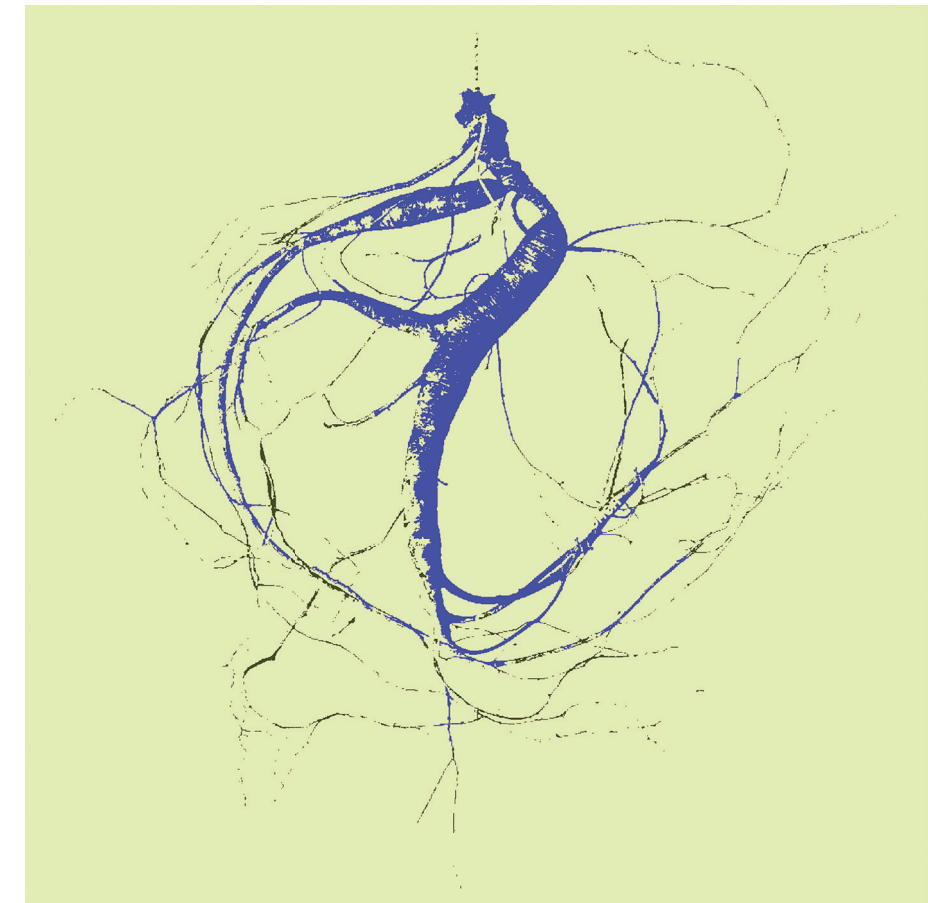
Fazit

Die obige Auflistung kann Fachkräften und Einrichtungen als erste Orientierung dienen, um sich einer rassismuskritischen Praxis der Raumgestaltung anzunähern, ist aber keinesfalls als vollständige Checkliste (miss)zu verstehen. Rassismuskritisch orientierte Raumgestaltung ist ein offener und stets unabgeschlossener Prozess, der in den Kontexten der Jugendarbeit und bei rassismuskritischen Öffnungsprozessen nicht nur den erklärten Willen, sondern auch die notwendigen (räumlichen, zeitlichen, personellen, monetären) Ressourcen der Einrichtung voraussetzt. Die damit verbundenen Reflexions- und Restrukturierungsprozesse erfordern große individuelle wie institutionelle Anstrengungen und können bei Beteiligten auch Gefühle der Irritation, Scham, Verletzung, Trauer und Wut hervorrufen. Idealerweise bieten rassismuskritische Räume diesen Gefühlen den notwendigen Platz und ermöglichen so statt Abwehr eine begleitete und angemessene Reflexion. Rassismuskritische Räume zu gestalten und – auf Basis von Parteilichkeit, Partizipation und im Sinne körperlicher wie emotionaler Sicherheit – zu halten, ist eine wichtige und langfristige Herausforderung für Fachkräfte wie Einrichtungen der Jugendarbeit. In der aktuellen Corona-Krise, in der Räume der Jugendarbeit wochenlang geschlossen bleiben mussten, wird zudem auf drastische Weise sichtbar, dass Räume sich ständig neu konstituieren, sich für die Einzelnen verengen oder erweitern können, und dass sie sich auch zunehmend in die digitale Sphäre verlagern, für die neue Fragen aufzuwerfen sind, um auch hier „rassismuskritisch atmen“ zu lernen.



Literatur

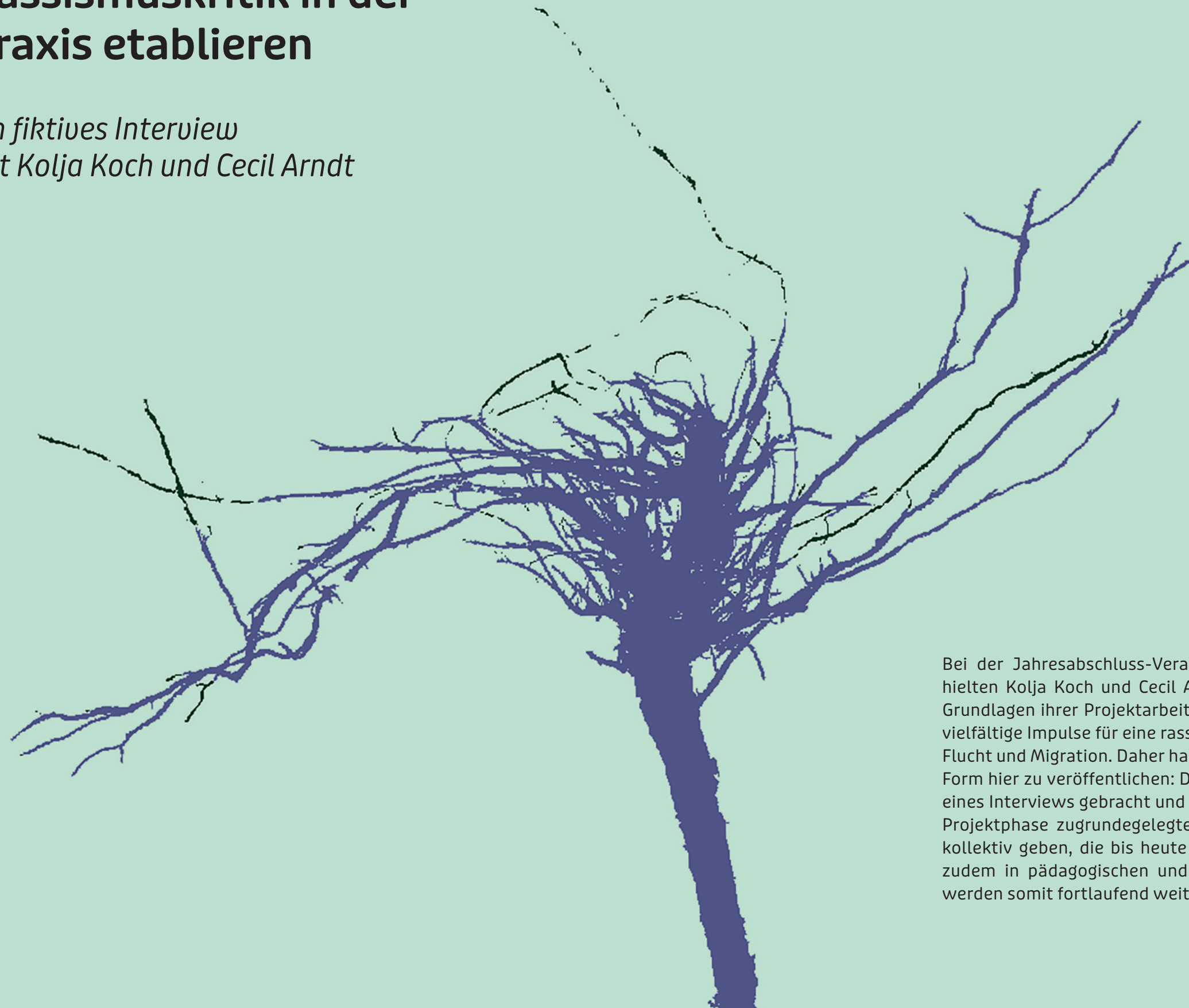
- » Antidiskriminierungsstelle des Bundes (2015): *Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt Strategien zum Nachweis rassistischer Benachteiligungen*. https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Expertisen/Expertise_Wohnungsmarkt_20150615.pdf?__blob=publicationFile (zuletzt abgerufen am 06.05.2020)
- » Bechhaus-Gerst, Marianne (2019): *Koloniale Spuren im städtischen Raum*. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Politik und Zeitgeschichte* 69 (2019), S. 40–42.
- » Brilling, Julia/Hamaz, Sofia und Ergün-Hamaz, Mutlu (2013): Editorial. In: Heinrich Böll Stiftung (Hg.): *Empowerment*. S.4-6. https://heimatkunde.boell.de/sites/default/files/dossier_empowerment.pdf (zuletzt abgerufen am 06.05.2020)
- » Fereidooni, Karim (2011): *Schule – Migration – Diskriminierung: Ursachen der Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund im deutschen Schulwesen*. VS Verlag: Wiesbaden
- » Hirschbeck, Walburga (2017): *Perspektiven von Betroffenen als weiße Flecken in der Bildungsarbeit zu rassistischer Gewalt*. In: Koch, Kolja i.A. des IDA-NRW (Hg.) (2017): *kontext.flucht. Perspektiven für eine rassismuskritische Jugendarbeit mit jungen geflüchteten Menschen*, S. 28-31.
- » Kilomba, Grada (2009): *Das N-Wort*. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *Afrikanische Diaspora in Deutschland*. <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59448/das-n-wort?p=all> (zuletzt abgerufen am 06.05.2020)
- » Koch, Kolja (2018): *Oder soll man es lassen? Impulse für die rassismuskritische Bildungsarbeit im Kontext von Migration und Flucht*. In: *Überblick. Zeitschrift des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbildung in Nordrhein-Westfalen*, Nr. 3/2018, S.12-16
- » Scharathow, Wiebke (2018): *Jugendliche und Rassismuserfahrungen. Über Schwierigkeiten Rassismus in rassistischen Verhältnissen zu skandalisieren*. In: *Migration und Soziale Arbeit*, 2/2018. Beltz: Juventa, S. 175-181.
- » Thompson, Vanessa E. (2018): *Racial Profiling im Visier. Rassismus bei der Polizei, Folgen und Interventionsmöglichkeiten*. https://www.vielfalt-mediathek.de/data/expertise_racial_profiling_vielfalt_mediathek_1.pdf (zuletzt abgerufen am 06.05.2020)
- » Wollrad, Eske (2011): *Kinderbücher. Koloniale Echos – Rassismus in Kinderbüchern*. In: Susan Arnst, Nadja Ofuatey-Alazard (Hrsg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache*. Unrast Verlag: Münster.



Gesellschaft gemeinsam gestalten lernen

Rassismuskritik in der Praxis etablieren

*Ein fiktives Interview
mit Kolja Koch und Cecil Arndt*



Bei der Jahresabschluss-Veranstaltung des projekt.kollektiv 2019 in Düsseldorf hielten Kolja Koch und Cecil Arndt einen Vortrag, in dem sie u. a. einiges zu den Grundlagen ihrer Projektarbeit mit dem Publikum teilten. Der Vortrag lieferte auch vielfältige Impulse für eine rassismuskritische Praxis in der Jugendarbeit im Kontext Flucht und Migration. Daher haben wir uns entschieden, den Vortrag in aufbereiteter Form hier zu veröffentlichen: Durch strukturierende Fragen nachträglich in die Form eines Interviews gebracht und gekürzt, soll dieser Text hier Einblicke in die in dieser Projektphase zugrundegelegten Prinzipien und erarbeiteten Impulse des projekt.kollektiv geben, die bis heute die Projektarbeit rahmen. Sie wurden und werden zudem in pädagogischen und anderen Settings diskutiert und konkretisiert und werden somit fortlaufend weiter bewegt und bewegen uns.

Hallo, Kolja Koch und Cecil Arndt vom projekt.kollektiv. Euer Projekt widmet sich rassismuskritischen Perspektiven für die Jugendarbeit im Kontext Flucht und Migration. Was war euer Ausgangspunkt und was versteht ihr denn unter Rassismuskritik in diesem Kontext?

Cecil: Zunächst einmal haben wir bei unserer Arbeit erkennen müssen, dass Rassismuskritik – als eine Kritik in und an Theorie und Praxis – in den Strukturen der Jugendarbeit noch gar nicht so etabliert ist. Um unseren Ausgangspunkt zu verdeutlichen, möchten wir auf eine Feststellung von Toni Morrison zurückgreifen: „How does one become a racist, a sexist? Since no one is born a racist and there is no fetal predisposition to sexism, one learns **Othering** not by lecture or instruction but by example“.¹ Unsere grundlegende Annäherung für eine rassismuskritische Analyse ist, dass es sich bei Rassismus um einen Normalzustand handelt, also um einen Zustand, der permanent „anwesend“ ist. Es ist uns wichtig, darauf hinzuweisen – auch wenn das ein bisschen plakativ klingt –, dass wir eben nicht ein klassisches antirassistisches Verständnis von Rassismuskritik haben, sondern dass es uns vor allem darum geht, einen genaueren Blick darauf zu richten, wie Rassismus funktioniert und wie er wirkt. Einmal gesellschaftlich und dann aber auch auf jede*n Einzelne*n. Und da geht es zunächst darum, sich die historischen Hintergründe, die Entstehungsgeschichte von Rassismus, anzugucken und ganz klar auf die Kontinuitäten hinzuweisen, also zum Beispiel auf koloniale Kontinuitäten. Und von da aus zu gucken: Wie funktioniert denn Rassismus heute, was bringt er mit, wie funktioniert er als System, wie situativ? Wie hat sich Rassismus in die Sprache eingeschrieben, die wir benutzen? Und in die Bilder, mit denen wir arbeiten? Also, was ist sozusagen wahrnehmbar, was ist wirklich, im Sinne von wirksam. Was sind die Wirkungen und die Folgen? Und es geht auch darum zu fragen: Was bedeutet das für die Identitäten, die Anrufung von Subjekten und deren gesellschaftliche Positionierung? Was bedeutet das für jede*n Einzelne*n von uns?

Und damit ist der Begriff von Rassismus, auf den wir uns beziehen, auch schon umrissen. Wir verstehen Rassismuskritik als Theorie, die irgendwann einmal entstanden ist, die es immer wieder kritisch zu hinterfragen und weiterzuentwickeln gilt, und vor allem als eine Praxis, also als eine permanente und sich immer wieder selbst in Frage stellende Praxis. Das bedeutet auch, sich als pädagogisch handelnde Person selbst immer wieder auf den Prüfstand zu stellen und sich von anderen befragen zu lassen. Das heißt, als eine selbstreflexive Praxis, die nach einer emanzipatorischen Veränderung der Verhältnisse strebt.

1 Morrison, Toni (2017): *The Origin of Others* (The Charles Eliot Norton Lectures, Band 56). Harvard University Press. S. 6

Inwiefern sind rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit im Kontext Flucht und Migration relevant? Welche Rolle spielt **Othering**, und wie steht ihr zum Integrationsbegriff?

Kolja: Wir müssen feststellen, dass Menschen, die von Rassismus negativ betroffen sind, People of Color, Schwarze Menschen, oft von der Mehrheitsgesellschaft als defizitär betrachtet werden. Also zu „den Anderen als Objekte der pädagogischen Praxis“ gemacht werden. Ich glaube, wer in der Jugendarbeit tätig ist, oder auch in der Sozialarbeit, der weiß, worauf wir da hinauswollen. Wenn wir uns Projektanträge oder Zielgruppenformulierungen anschauen, sehen wir ganz häufig die erwähnte defizitorientierte Perspektive. Wir legen in unserem Projekt den Fokus auf Migration und Flucht – und auch da nehmen wir häufig eine defizitorientierte Perspektive wahr, die mit einem einseitigen Integrationsverständnis einhergeht. Also Integration zielt dann auf die Menschen ab, die nicht als zur Mehrheitsgesellschaft zugehörig anerkannt werden, sondern als „Anders“ markiert werden. Das spiegelt sich auch ganz stark in der Zielgruppenbeschreibung wider, etwa „junge geflüchtete Menschen“. Auch in unserem Projekt steht das immer noch im offiziellen Titel. Und da stellt sich die Frage, wer damit eigentlich gemeint ist. Ab wann gilt jemand als geflüchtet, ab wann ist es nicht mehr so? Wann hat jemand Fluchterfahrung, und wie lässt sich das Kontinuum zwischen Migration und Flucht beschreiben? Und leider erleben wir häufig, sowohl in unseren Workshops, aber auch in den Diskursen, dass da eine nicht vorhandene Homogenität imaginiert wird. Und es wird immer noch sehr oft diese ganz klassische – ich würde sagen, ausländerpädagogische, denn daher kommt das – defizitorientierte Perspektive auf diese Zielgruppe eingenommen.

Welcher an pädagogische Fachkräfte gerichtete Auftrag ergibt sich aus eurem Verständnis von Rassismuskritik?

Kolja: An dieser Stelle beziehen wir uns auf Astrid Messerschmidt, die es für uns ganz gut auf den Punkt bringt: „Der wesentliche Impuls rassismuskritischer Konzepte und Theorien besteht aus meiner Sicht in der Aufforderung zur Selbstreflexion der Beteiligten, zur Wahrnehmung des eigenen Involviertseins in Rassismus. Anstatt einen absoluten Gegensatz zum Rassismus zu formulieren, sind die Verwandtschaftsverhältnisse zum Rassismus zu betrachten, also dasjenige, was mit rassistischen Denkweisen und Praktiken verbindet“.² Diese Aufforderung zur Reflexion lässt sich auf verschiedenen Ebenen anwenden. Zum einen auf der Ebene der sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Praktiken, als Kritik an den verwendeten Wissensbeständen. Und andererseits vor allem auch als Kritik an der pädagogischen Praxis. Auf Fachkräfteebene ist das verbunden mit beispielsweise den Fragen, mit welcher Brille Fachkräfte auf Themen schauen und wie die institutionellen und strukturellen Rahmenbedingungen sind.

2 Messerschmidt, Astrid (2014): „Kritik und Engagement in den Uneindeutigkeiten von Befreiung, Unterdrückung und Vereinnahmung“. In: Broden, Anne, und Mecheril, Paul (Hrsg.): *Solidarität in der Migrationsgesellschaft: Befragung einer normativen Grundlage*. Transcript Verlag. S. 47

Wenn ich es richtig verstehe, seht ihr es als weiteren Auftrag, bei der Auseinandersetzung mit der eigenen pädagogischen Haltung und Arbeit eine intersektionale Perspektive einzunehmen...

Kolja: Genau. Also die Fluchtperspektive des Projekts und Rassismuskritik in der Migrationsgesellschaft verstehen wir intersektional. Rassismuskritik lässt sich eigentlich nicht denken, ohne auch Querschnittsthemen zumindest mitzudenken. Zumindest den Versuch zu unternehmen, auch andere Machtverhältnisse, Diskriminierungsverhältnisse in den Blick zu nehmen und zu sehen, was das für kompliziertere Auswirkungen hat. Die verschiedenen Machtverhältnisse und die daraus resultierenden Diskriminierungsverhältnisse, die wirken miteinander, und das hat ganz spezifische Effekte. Ob als *weiße* Frau, oder als Mann of Color, oder als Transperson mit einem sozial schwachen oder hohen Status im Hintergrund, also wie ich quasi in der Welt stehe, mit welchen Merkmalen, das resultiert eben in ganz spezifischen Auswirkungen der Macht- und Diskriminierungsverhältnisse auf mich und damit verbunden in speziellen Erfahrungen, die zum Teil auch widersprüchlich sein können. Also es gibt sowohl potenzierende Auswirkungen, akkumulative Auswirkungen, aber es gibt eben auch widersprüchliche Verhältnisse dabei. Diese Verhältnisse und Auswirkungen gilt es, auch in der Jugendarbeit, zu reflektieren.

Cecil: Dazu ein Zitat von Gloria Anzaldúa, die dies aus einer Chicana-Perspektive und vielleicht zuerst für Chicanxs formuliert. Wir würden sagen, auch bezogen auf unsere unterschiedlichen Identitäten und **Positionierungen** wirft das Fragen auf, auch im Hinblick auf *weiße* Perspektiven, selbstreflexive Perspektiven: „The struggle is inner: Chicano, indio, American Indian, mojado, mexicano, immigrant Latino, Anglo in power, working class Anglo, Black, Asian – our psyches resemble the bordertowns and are populated by the same people. The struggle has always been inner, and is played out in outer terrains. Awareness of our situation must come before inner changes, which in turn come before changes in society. Nothing happens in the real world unless it first happens in the images in our heads“³. Aus unserer Perspektive ist intersektionale Rassismuskritik also zunächst einmal immer eine Arbeit an der eigenen Wahrnehmung und Haltung als Grundlage unserer Praxis.

Welcher Auftrag ergibt sich hier speziell für *weiße* Fachkräfte, die also selbst keine Rassismuserfahrungen machen? Welche Rolle spielen Privilegien-Reflexion und **Power-Sharing**?

Kolja: Genau, jetzt die Frage, okay, was mache ich. Ich zum Beispiel bin *weiß* positioniert, arbeite aber trotzdem in so einem Projekt. Aber es ist ganz klar, dass zum Beispiel Empowerment-Räume keine Räume für mich sind, da habe ich einfach nichts zu suchen. Auch in den Strukturen der Sozialarbeit und der Jugendarbeit arbeiten überwiegend *weiß* positionierte Fachkräfte. Was können die denn, was sollten die denn machen? Das geht jetzt natürlich nicht nur um die Fachkräfte, sondern auch um die gesellschaftliche Dimension – aber um die Fachkräfte eben ganz besonders, weil sie eine pädagogische Verantwortung tragen.

³ Anzaldúa, Gloria (1987): *Borderlands/La Frontera: The New Mestiza*. Aunt Lute Books.

Für **Power-Sharing** und Privilegien-Reflexion muss der Ausgangspunkt erstmal eine kritische Sensibilisierung und eine kritische Selbstreflexion im Kontext Rassismus sein. Es geht darum, sich klarzumachen, dass ich jetzt zum Beispiel als *weiß* positionierte Person, so wie ich in der deutschen Gesellschaft aufgewachsen bin, erst einmal überhaupt keine Ahnung davon habe, was Rassismus ist, weil ich Rassismus nicht erlebe. Also ich habe diese Erfahrungsperspektive nicht. Bestimmte Verletzungen habe ich nicht erfahren. Ich habe eine eingeschränkte Sicht auf dieses Thema, d. h., ich kann da zunächst nicht viel dazu sagen, ich muss mich damit auseinandersetzen. Ich muss (an)erkennen, dass ich diesbezüglich Privilegien habe und einen Umgang damit finden. Es geht darum, gesellschaftliche Normvorstellungen, und auch die eigenen verinnerlichten Normvorstellungen weil die gesellschaftlichen sich ja übertragen, kontinuierlich zu hinterfragen und zu schauen: Was ist denn eigentlich meine Brille? Also anders gewendet: Wo sind meine Wahrnehmungsprobleme? Was sehe ich nicht in den Diskursen und produzierten Realitäten?

Und dafür braucht es eine Auseinandersetzung mit den Perspektiven von Betroffenen. Das heißt, Betroffenen zuzuhören und sie zu respektieren. Das bedeutet aber nicht, zur nächsten Person zu rennen, bei der ich denke, ja, die könnte vielleicht Rassismuserfahrungen haben, und sie auszuquetschen mit Fragen wie: „Sag mal, wie ist das denn eigentlich mit Rassismus?“ Es gibt mittlerweile wirklich sehr viele Bücher, Informationen im Internet, zahlreiche Youtube-Videos, Vlogs und Blogs und ganz viel Material, um sich mit dem Thema auseinanderzusetzen.

Es geht auch darum, eine Kritik am eigenen Verhalten oder einzelnen Verhaltensweisen ernst zu nehmen und das als Lernmöglichkeit zu betrachten. Schließlich geht es auch darum zu schauen: Wie kann ich verantwortungsvoll mit meinen Ressourcen und Privilegien umgehen? Wie kann ich sie im Sinne von Betroffenen und gegen Rassismus einsetzen? Im pädagogischen Setting geht es auch um **Power-Sharing**. Dann könnte es eben auch bedeuten, an manchen Stellen zurückzutreten. Oder sich zu fragen: Wie schaue ich zum Beispiel auf das Team, in dem ich arbeite? Wie sieht die Struktur dieses Teams aus? Wie ernst wird das Thema genommen? Unsere Kollegin Imany Maari hatte es letzte Woche bei einem Treffen sehr präzise auf den Punkt gebracht: „Die Frage ist, wie kann ich ein guter Ally, ein guter Verbündeter oder eine gute Verbündete sein?“.

Neuerdings ist ja alles Empowerment, und auch ihr versteht Empowerment als grundlegenden Bezugspunkt eurer Projektarbeit. Was meint ihr damit?

Cecil: Ja, angesichts dessen, was im Moment alles unter Empowerment verhandelt wird, ist es ganz wichtig für uns hervorzuheben, dass es sich bei Empowerment aus unserer Perspektive um einen Peer-to-Peer-Ansatz handelt. Wobei Peer natürlich relativ ist, aber es geht vor allem darum, dass es um die Gestaltung von Räumen, von Prozessen geht, in denen Menschen zusammenkommen, die eine geteilte gesellschaftliche Marginalisierungserfahrung haben. Was das genau bedeutet, muss man in den jeweiligen Räumen vielleicht auch nochmal verhandeln. Aber es kann zum Beispiel kein Rassismus-bezogenes Empowerment geben, das von *weißen* Pädagog*innen angeleitet wird.

Und da begegnen wir sehr häufig Unverständnis, nämlich dass es von *weißen* Fachkräften als eine Zumutung verstanden wird, aus diesen Räumen sozusagen plötzlich „ausgeschlossen“ zu sein.

Wir verstehen unter Empowerment vor allem ein emanzipatorisches Strategie- und Handlungskonzept, das eigentlich – und das ist wichtig zu erwähnen – im Widerspruch zur sozialarbeiterischen Praxis steht. Es handelt sich dabei um Konzepte, die innerhalb von Widerstandsbewegungen entstanden sind und in Widerstandsbewegungen eine wichtige Rolle gespielt haben. Neuerdings wurde Empowerment als Konzept aber auch in Deutschland „entdeckt“ und erfährt so etwas wie eine Vereinnahmung, als etwas, was man in Projektanträge u. ä. aufnehmen kann im Sinne von „Wir haben in unserem Projekt vor, XY(-Gruppe) zu empower.“ Das ist insofern hochproblematisch, als dass Empowerment etwas ist, das grundsätzlich von den Subjekten selbst ausgeht, die das machen, und diese eigentlich keine Objekte sind, die man „empowert“. Wir legen unserer Arbeit trotzdem so etwas wie eine Empowerment-Orientierung zugrunde, aber dazu später mehr.

Wichtig ist uns dabei noch zu erwähnen, dass es bei Empowerment um Erfahrungswissen geht, das miteinander geteilt, vielleicht auch verhandelt wird, weitergegeben oder auch erarbeitet und eingeordnet wird. Es geht in Empowerment-Räumen um Wissensbestände, die in der Regel gar nicht als Wissen begriffen werden. Es gibt so etwas wie ein rassistisches Wissen, da herrscht Konsens. Dann gibt es aber auch ein Wissen über Rassismus, das gar nicht als Wissen gilt, weil es in den Communities, bei den Einzelnen, entsteht und verortet ist. Es geht um Wissensweitergabe und Wissensproduktion, und das alles sollte, aus unserer Perspektive, in einem Safer-Space stattfinden. Denn Empowerment geschieht auf der einen Seite individuell, wird auf der anderen Seite aber kollektiv verhandelt und entwickelt und auch miteinander erfahrbare. Und so werden Empowerment-Räume vor allem auch zu Räumen, in denen wechselseitige Anerkennung und dann auch Heilung von Verletzungen und Traumata stattfinden kann. Es geht auch um eine gemeinsame politische Strategieentwicklung, um ein miteinander Ausprobieren, an deren Ende hoffentlich steht, dass wir als Sozialarbeiter*innen oder als Bildungsarbeiter*innen loslassen und den Rahmen denjenigen überlassen, für die und von denen die Räume initiiert wurden.

Zudem arbeitet ihr, wie schon erwähnt, mit dem Begriff der Empowerment-Orientierung. Könnt ihr ein paar Worte dazu sagen, wie dieser zum Begriff Empowerment im Verhältnis steht? Welche Perspektive bietet Empowerment-Orientierung für die Jugendarbeit?

Kolja: Ganz oft gibt es ja gemischte Räume, gemischte Gruppen. Die Realität in der Jugendarbeit ist, dass es nicht immer Sozialarbeiter*innen of Color gibt, die rassistisch kritisch geschult sind und Empowerment-Angebote machen können, was die strukturellen Defizite in der Jugendarbeit widerspiegelt. Dann stellt sich die Frage: Was machen wir damit? Wir denken, dass es trotzdem möglich ist, Empowerment-Impulse zu geben und als Fachkräfte eine Empowerment-Orientierung zu erarbeiten und zu sehen, wie wir in den vorhandenen Strukturen Empowerment möglich machen können. Wo kann es Räume geben, in denen das stattfinden kann? Was müssen wir tun, damit sich das vor allem auch strukturell verändert?

Und da haben wir, wie erwähnt, erstmal die Formen der kritischen Sensibilisierung, der Anregung zur Selbstreflexion bei Fachkräften, darunter vor allem von *weiß* positionierten Fachkräften. Ihr müsst, wir müssen, rassistisch kritische Haltungen entwickeln und erarbeiten. Das ist die Grundlage. Denn sonst können wir nicht aus einem rassistisch kritischen Blickwinkel über Empowerment reden, und dann ist das kein Empowerment.

Cecil: Stimmt, da geht es natürlich einerseits um die Haltung, die zugrunde liegt. Aber die Haltung muss auch Konsequenzen haben. Das heißt, wenn wir sagen: „Ja, es lohnt sich Empowerment-orientiert in der Jugendarbeit zu arbeiten“, dann geht es auch ganz klar um Ressourcen und Zugänge, die gesichert werden müssen. Wer hat eigentlich Zugänge zu meinem Angebot? Und wie ist dieses Angebot ausgerichtet? Ist das an dem ausgerichtet, was ich mir vorstelle? Oder ist das an den Bedarfen derer ausgerichtet, die zu mir kommen. Das hat auch viel mit Raumgestaltung zu tun.


Zu Raumgestaltung habt ihr ja auch den Text „Rassistisch kritisch atmen“ lernen verfasst (siehe S. 18), der hier vielfältige Impulse für Reflexion und Praxis bietet. Zurück zu **Intersektionalität** – welche Rolle spielt **Intersektionalität** in dem Zusammenhang bzw. in eurer Projektarbeit?

Cecil: Wir haben das bisher so dargestellt, als wäre das mit dem Empowerment ganz einfach: Es gibt Leute, die sind von Rassismus betroffen, und es gibt welche, die sind es nicht. Das ist aber viel komplexer, und das hat mit **Intersektionalität** zu tun. Wir hatten vorhin gesagt, es geht um Verhandlungsräume: Wer gehört wie dazu? Wer möchte miteinander überhaupt als Peers arbeiten? Und auch: Worum geht es uns in diesem Moment in unserem Raum? Zum Thema **Intersektionalität** haben wir Euch und Ihnen ein Zitat von Audre Lorde mitgebracht: „There is no such thing as a single-issue struggle because we do not live single-issue lives“⁴. Die Idee von **Intersektionalität** ist schon älter, aber das Konzept zu benennen mit **Intersektionalität**, das geht auf Kimberlé Crenshaw zurück, die es 1989 erstmals umrissen hat.

Kolja: Wir haben in dieser Woche zusammen überlegt, was denn **Intersektionalität** aus der Perspektive des projekt.kollektiv bedeutet. Also im Hintergrund seht ihr diese Basismerkmale, diese Basisverhältnisse, auf die Crenshaw sich bezogen hat: Gender, Race und Class. Um dem Projektfokus gerecht zu werden, müssen hier auch Migrations- und Fluchterfahrung und auch der Aufenthaltsstatus aufgeführt werden, denn diese haben ganz konkrete Auswirkungen, wie zum Beispiel: Muss ich zur Ausländerbehörde gehen? Habe ich eine Duldung? Oder welchen Status habe ich in Deutschland? Wie werde ich eigentlich angesprochen? Immer als „Flüchtling“, auch mit dieser Verniedlichungsform? Also hier müssen wir das nochmal im Kontext Migration und Flucht sehen. Dann kommt der Punkt dazu, dass es verschiedene Rassismen gibt, die sich auch spezifisch auswirken. Zum Beispiel Gadjé-Rassismus, der Rassismus gegen Sinti:zze und Rom:nja. Oder antimuslimischer Rassismus. Wir haben versucht, Gender noch etwas differenzierter zu betrachten.

⁴ Lorde, Audre in ihrer Rede „Learning from the 60s“ im Februar 1982. Abzurufen unter <https://www.blackpast.org/african-american-history/1982-audre-lorde-learning-60s/>





Denn es gibt auch queere Perspektiven, also LGBTIQ (lesbisch, schwul, bi, trans, inter und queere)-Perspektiven. Und es ist auch wichtig, wie wir das Thema Antisemitismus als Weltbild, das Jüdinnen und Juden für alle Übel dieser Welt verantwortlich macht, in die **Intersektionalität**stheorie einbeziehen. Und diese verschiedenen Formen, diese verschiedenen Machtverhältnisse, die gilt es, aus unserer Sicht, aus einer intersektionalen Perspektive in der Jugendarbeit alle mitzudenken.

Gleichzeitig ist uns bewusst, dass das immer noch nicht vollständig ist, dass es da Leerstellen gibt, auch wenn es jetzt schon ganz viel und so schon verwirrend ist. Das zeigt uns aber auch die Komplexität des Ganzen auf.

Wie können wir also rassismuskritische (gesellschaftliche) Räume gestalten? Wie stehen die Begriffe **Intersektionalität** und Identität zueinander im Verhältnis bzw. welche Rolle spielen sie?

Cecil: Das ist ein wichtiger Punkt, weil es auch darauf ankommt, wie wir eigentlich die Räume gestalten, die wir zur Verfügung stellen. Und wie gestalten wir die so, dass Machtverhältnisse, überhaupt Identitäten, verhandelbar werden. Denn diese Identitätsangebote sind erstmal nicht selbstverständlich jedem zugänglich. Ich zum Beispiel positioniere mich als Frau of Color, und ich habe sehr lange gebraucht, das zu tun, weil ich immer dachte: Bin ich denn „of Color“ genug? Das ist, jenseits der rassistischen Zuschreibungen und Erfahrungen, die mit dieser Positionierung einhergehen, ein Identitätsangebot, also auch etwas, das diskursiv, aber auch in Empowerment-Räumen permanent ausgehandelt wird. Wenn ich beispielsweise permanent als eine bestimmte Person angerufen werde, wie es zum Beispiel beim antimuslimischen Rassismus der Fall ist, wird diese Positionierung vermutlich zum Teil meiner Identität. Und dieser Raum für Menschen mit dieser Marginalisierungserfahrung ist für die Betroffenen ein **safer space**, der anderen Menschen mit anderen Marginalisierungserfahrungen nicht offen steht, und kommt für „In-Betweeners“ möglicherweise erstmal auch nicht infrage. Das sind Verhandlungsräume, die wir aufmachen und aushalten müssen. Und was heißt dann auch **Intersektionalität**? Was ist denn z. B. ein „Geschlechter-homogener“ Raum? Also welche Fragen spielen da eine Rolle, wer fühlt sich eingeladen, wer hat Zugang? Das ist die Perspektive, mit der wir insgesamt auf unsere Arbeit schauen. Dabei geht es uns um eine am Moment orientierte Rassismuskritik in der postmigrantischen Gesellschaft. Das heißt um eine, die alle **Positionierungen** und Subjekte, welche auch immer das sind, in den Blick zu nehmen versucht, im Sinne einer Perspektive der „radikalen Vielfalt“. Das haben wir von Leah und Max Czollek „geklaut“⁵. Und es ist auch eine Perspektive der Solidarität. Beides will gelernt und geübt werden, auch in der permanenten Auseinandersetzung mit sich selbst, mit dem Wissen, das man mitbringt, und mit der eigenen Praxis.

5 Vgl. u.a. Max Czollek im Interview mit René Aguigah „Radikale Vielfalt gegen völkisches Denken“ am 14.10.2020. Abzurufen unter [www.deutschlandfunkkultur.de/max-czollek-gegenwartsbewaeltigung-radikale-
vielfalt-gegen-100.html](http://www.deutschlandfunkkultur.de/max-czollek-gegenwartsbewaeltigung-radikale-vielfalt-gegen-100.html)

Ein großer Teil eurer Arbeit besteht auch in Grundlagen- bzw. Sensibilisierungs-Workshops. Was wird hier vermittelt und auf welche Schwierigkeiten stoßt ihr dabei?

Kolja: Es handelt sich um Veranstaltungen, in denen es darum geht, für dieses Thema zu sensibilisieren, überhaupt verständlich zu machen, was denn eigentlich Rassismus ist – nicht nachvollziehbar, sondern verständlich.

Ein Grundverständnis zu entwickeln und sich damit auseinanderzusetzen, was es bedeutet, aus einer rassismuskritischen Perspektive auf die Gesellschaft zu schauen, und dann eben auch auf den eigenen pädagogischen Kontext. Da müssen wir ehrlicherweise sagen, dass wir da ganz stark an Grenzen stoßen. Und dafür gibt es ganz viele Gründe. Einer sind die Formate: Auch ein Tagesworkshop kann eigentlich nur Impulse zur Beschäftigung mit diesen Themen liefern. Und genau da stoßen wir teilweise auch auf Widerstände und Abwehrreaktionen der Pädagog*innen, der Sozialarbeiter*innen, der Fachkräfte: „... Nein, aber das ist doch gar nicht so, Rassismus gibt es doch auch gegen Weiße ... Und Rassismus ist doch auch, wenn Dortmund gegen Schalke, wenn die sich nicht mögen...“. Solchen Aussagen begegnen wir in den Workshops und die müssen bearbeitet werden. Menschen verschließen sich zum Teil oder lassen sich nicht darauf ein, diese Perspektive anzuerkennen und anzunehmen. Es braucht Zeit, die Abwehrreaktionen gemeinsam zu bearbeiten. Gleichzeitig erleben wir auch viel Offenheit und viel Interesse. Es gibt pädagogische Fachkräfte, die das selber initiieren und sagen: „Ich will für mein Team sowas, weil ich selber schon mal irgendwo einen Workshop gemacht habe, weil ich selber verstanden habe, dass das irgendwie doof ist, und dass das für unsere Arbeit relevant ist“.

Eine andere Grenze, an die wir stoßen, ist einfach die, dass es natürlich einerseits darum geht, überhaupt grundsätzlich für das Thema zu sensibilisieren, aber es andererseits auch um den nächsten Schritt gehen sollte, nämlich auf die eigene Struktur zu schauen, auf den eigenen Jugendtreff, das eigene Team, die eigene NGO. Dafür bräuchte es auch einfach mehr Zeit, und man müsste tiefer reingehen können. Es müsste eigentlich viel mehr auch darum gehen, die Organisationsperspektive oder -brille, aufzusetzen. Es müsste auf eine kritische, rassismuskritische Organisationsentwicklung hinauslaufen. Für die benötigt es Ressourcen.

Was braucht es denn aus der Organisationsperspektive?

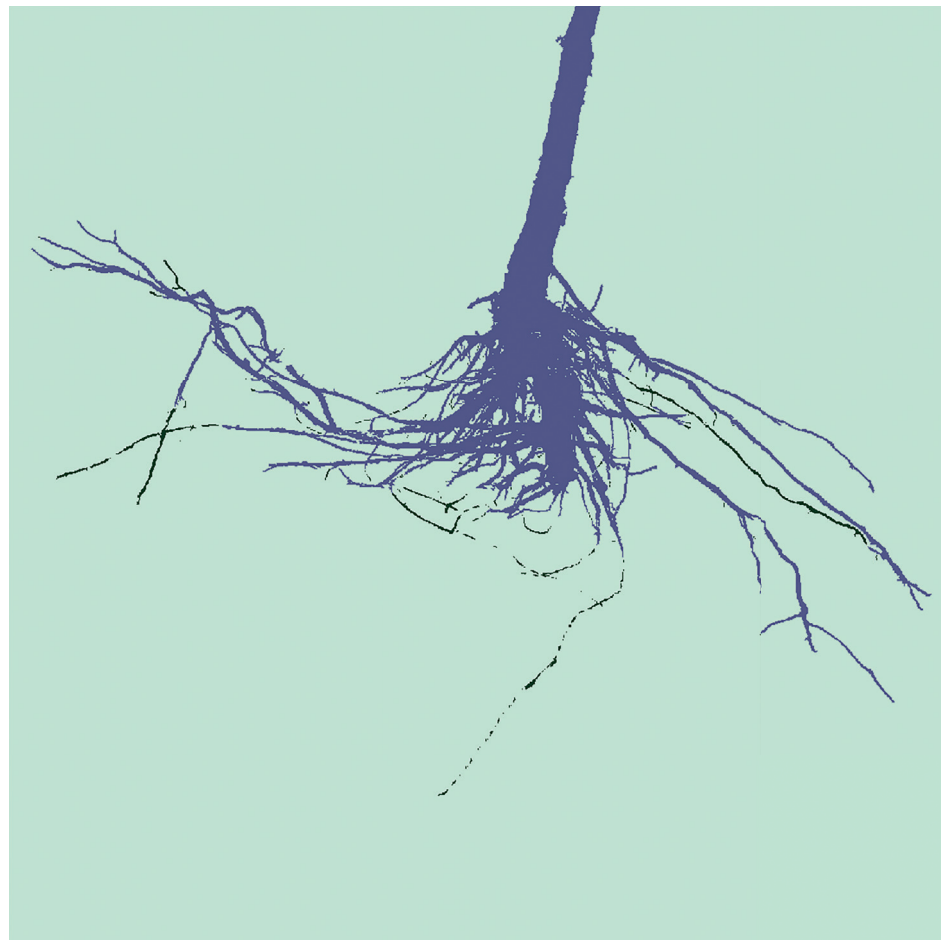
Kolja: Dafür bräuchte es mindestens eine Bereitschaft im Team. Es bräuchte eine Leitung, die bereit und motiviert dazu ist, da Energie reinzustecken. Die ganze Institution müsste sich eigentlich damit auseinandersetzen: Wen sprechen wir an? Inwiefern (re)produzieren wir selbst Rassismus? Wen schließen wir eigentlich von unseren Angeboten aus? Et cetera, et cetera. Und dieser Prozess und Anspruch, einerseits grundsätzlich sensibilisieren zu wollen, wobei wir immer wieder auch auf Abwehr und Widerstand stoßen, andererseits aber auch konkret ins Arbeitsumfeld reinzugehen, was beides wichtig ist, das ist ein Spagat – wir können höchstens Impulse geben. Da ist aber eigentlich noch viel mehr notwendig.

Ist euch abschließend sonst noch was wichtig?

Kolja: Das Stichwort Parteilichkeit, das ist in der Arbeit ganz wichtig. Also auch – und das gilt für alle Fachkräfte – Parteilichkeit, wenn es um das Thema Rassismus geht. Das bedeutet zum Beispiel, Jugendlichen of Color mit oder ohne Fluchterfahrung ihre Rassismuserfahrungen nicht abzusprechen. Also ganz klar zu verstehen und anzunehmen, dass es reale Erfahrungen sind, die Auswirkungen haben. Es braucht Parteilichkeit im Sinne von: Das ist nicht okay in diesem Raum, das ist insgesamt nicht okay. Und diese Jugendlichen haben ein Recht auf Unterstützung, wenn sie sie wollen.

Cecil: Wichtig ist uns zu verdeutlichen, dass Rassismuskritik immer auch anstrengende emotionale Arbeit ist, die außerdem auch die Beziehungsebene berührt. Und dass es darum geht, Gesellschaft gemeinsam gestalten zu lernen.






„Bei allen Struggles, bei allen Schwierigkeiten, möchte ich für eine fürsorgezentrierte Arbeit plädieren. Diese Ansätze, die vor allem Frauen of Color, Schwarze Frauen und Queers zentrieren, machen einen bestimmten Schnitt in die Arbeit, den auch ich gebraucht habe. Einfach auf uns achten. Die Movements, die Teile, die Arbeit, die wir sind und machen, versuchen, tief aufzustellen – vielleicht eher tief als weit – und Beziehungsarbeit zu fokussieren.“

Cuso Ehrich beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020



Queer of Color II – Wieso machtkritische Räume alle etwas angehen

Ein Text von Cuso Ehrich



*„You belong to all who came before you“
– Emanuela & Metz*

*„I am often asked what keeps me going after all these years. I think it is the realization that there is no final struggle. Whether you win or lose, each struggle brings forth new contradictions, new and more challenging questions.“
– Grace Lee Boggs*

In der Arbeit, die sich explizit mit gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftssystemen wie Rassismus und (Hetero-, Cis-) Sexismus beschäftigt, spielt die Antidiskriminierungsarbeit eine große Rolle. Damit einher geht oft eine Gleichsetzung dieser Herrschaftssysteme mit Diskriminierung. Es wird betont, dass interpersoneller Rassismus ein Resultat von zu wenig Bildung sei, woraus Diskriminierung folge. Abhilfe hierfür schafften angeblich mehr Bildung und Aufklärung über Vorurteile sowie Repräsentanz von Schwarzen Queers und Queers of Color.

Diese Perspektive kann jedoch irreführend sein. Sie ignoriert die Rolle, die Bildungsarbeit aktuell in der Produktion von gesellschaftlichen Machtkonstellationen spielt und historisch gespielt hat: von den wissenschaftlich legitimierten Rassentheorien über Diskreditierungsversuche der Gender Studies durch Naturwissenschaften (Breuer 2019) hin zu der allgemeinen Problematik epistemischer Gewalt; also Beiträge zu gewaltförmigen gesellschaftlichen Verhältnissen, die in der Genese und Organisation von Wissen an sich angelegt sind. Bildungsarbeit ist in Machtverhältnissen situiert und stellt diese nicht per se in Frage.

Dieser Text thematisiert Dinge, von denen ich mir wünschen würde, dass sie mehr im Diskurs und in der Praxis von **machtkritischer** Bildungsarbeit wahrgenommen werden. Der Beitrag hat nicht zum Ziel, tiefe Analysen oder fertige Handlungsperspektiven darzulegen, sondern politische Bildungsarbeit kritisch zu rahmen und Perspektivwechsel zu ermöglichen.

Intersektionalität, Empowerment und wieso die Kritik an (Mehrfach-) Diskriminierung nicht reicht

Um Diskriminierung und Mehrfachdiskriminierung zu verstehen, ist das oft thematisierte Konzept der **Intersektionalität** wichtig. Die Rechtswissenschaftlerin und Aktivistin Kimberlé Crenshaw zeigte den spezifischen Ausschluss Schwarzer Frauen in Unternehmen auf und demaskierte einmal mehr die Verwobenheiten der Kategorien race, der geschlechtlichen Identität (Gender) und der materiellen Umstände (Klasse). Diese Verbindungen waren auch in den Jahrzehnten davor immer wieder von Schwarzen Feminist:innen und **Abolitionist:innen** aufgezeigt worden; etwa in Claudia Jones' Analyse der Super-Ausbeutung Schwarzer Frauen, im Manifest des Combahee River Collective oder in den Analysen zum Prison Industrial Complex von Angela Davis und Ruth Wilson Gilmore. Diese Analysen sind spezifisch für ihre Kontexte, also für die geografischen und historischen Umstände, aus denen sie hervorgegangen sind. Sich im deutschsprachigen Kontext auf sie zu beziehen, erfordert daher eine Transferleistung und Adaption. Die Ansätze dieser Schwarzen Feminist:innen haben gemeinsam, dass sie eine grundlegende Kritik an der Form des Wirtschaftens im Kapitalismus und der damit einhergehenden Stratifizierung von Gesellschaft artikulieren. Diskriminierung ist zwar ein Teil dieser Ansätze, sie forcieren jedoch auch die Notwendigkeit systemverändernder, transformativer Ansätze. Dies gilt es für den deutschen Kontext zu bewahren, wenn von **Intersektionalität** und auch Empowerment gesprochen wird.

Wie Marwa Al-Radwany und Ahmed Shah (2015) zu Recht kritisieren, steckt derzeit hinter vielen Angeboten, die mit Empowerment für sich werben, lediglich eine oberflächliche Korrektur oder eine Imagekampagne. Solche Angebote schaffen es nicht, das defizitäre Umfeld statt der als defizitär gewerteten Betroffenen zu thematisieren und zu problematisieren. Queere BIPoCs in Projekten zu thematisieren, bedeutet nicht automatisch, sie dabei zu unterstützen, sich für gesellschaftliche Teilhabe zu ermächtigen. Ähnlich verhält es sich mit dem Konzept der **Intersektionalität**, denn häufig wird von **Intersektionalität** gesprochen, wenn über Schwarze Frauen gesprochen wird.

Die Anerkennung der Existenz Schwarzer Frauen und Queers einerseits und die Zentrierung intersektionaler Ansätze andererseits sind jedoch nicht das gleiche. Sich zu fragen, was eine Zentrierung intersektionaler Perspektiven mit dem Diskurs, mit unserer Praxis und mit unserem Leben macht, erfordert große Anstrengung, während anzuerkennen, dass Schwarze Frauen existieren, lediglich die Basis sein sollte (Prescod-Weinstein 2017). **Machtkritische** Arbeit sollte daher nicht bei der Kritik an Diskriminierung und bei der Anerkennung verschiedener Lebensrealitäten, geschlechtlicher Identitäten und rassifizierter Körper stehenbleiben. Wenn Personen durch weniger Diskriminierung nicht mehr so viele Hindernisse in den Weg gestellt werden, ist das ein wichtiger Schritt, jedoch reicht das allein nicht aus, um strukturell verankerten Machtverhältnissen die Grundlage zu entziehen. Wenn in einem prekären Arbeitsfeld nicht mehr diskriminiert wird, wirkt das nicht automatisch der Tatsache entgegen, dass die Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen, die oft auf kolonialen Kontinuitäten fußt, an sich ein Problem darstellt, und dass in diesen prekären Arbeitsfeldern Frauen of Color überproportional repräsentiert sind. Dies wird in Zeiten der Corona-Pandemie besonders im Pflegesektor deutlich, in dem in vielen prekären Bereichen Migrant:innen und migrantisierte Frauen zu niedrigen Löhnen und unter hohem Infektionsrisiko arbeiten.

Gender, Race, Colonialism

Judith Butler führt das Konzept einer Matrix ein, die sich in einer verkulturalisierten Zwangsheterosexualität ausdrückt, in der die geschlechtlichen Identitäten, die das Verhältnis von sexuellem Begehren und geschlechtlicher Identität irritieren, verunmöglicht werden. Das bedeutet, dass die Kategorie Geschlecht durch Regulierungen erzwungen wird (Butler 1991: 39-46). Die biologische Rechtfertigung einer geschlechtlichen Binarität ist auch aus naturwissenschaftlicher Perspektive nicht zu halten, denn eine vermeintliche wissenschaftliche Objektivität, die Zweigeschlechtlichkeit beweisen soll, ist bereits ideologisch aufgeladen (vgl. Fausto-Sterling 2002).

Die kategorisierende Lesbarkeit von Körpern und deren Einteilung in eine geschlechtliche Binarität sind Vereindeutigungen, die sich durch kolonialrassistische Vorstellungen in Gesellschaften eingeschrieben haben. Dadurch wurde unter anderem die vermeintliche Überlegenheit der *weißen* „Rasse“ bzw. der „europäischen Kultur“ belegt. Der Psychiater, Neurologe und Rechtsmediziner Richard von Krafft-Ebing schreibt im 20. Jahrhundert, je höher die Entwicklung einer „Rasse“ sei, desto größer seien die Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Keine eindeutige Lesbarkeit im Hinblick auf Vergeschlechtlichung zu verkörpern, steht demnach in Verbindung mit den Attributen „primitiv“ und „unzivilisiert“, denn die starke Unterscheidung von Mann und Frau sei ein ausschließliches Merkmal „der Zivilisierten“ (vgl. Bauer 2008).

Diese Position findet sich sowohl in konservativen als auch feministischen Diskursen im globalen Norden des 20. Jahrhunderts.

Darüber hinaus wurden Nervensysteme rassifizierter Menschen als unfähig dargestellt, auf innere Reize zu reagieren. Sie würden nur auf externe Reize reagieren und könnten gleichzeitig weder Schmerz noch Fortschritt intensiv wahrnehmen. Diese Auffassung von Körpern hatte einen großen Vorteil für diejenigen, die Kapital akkumulierten: Die behaupteten physischen Voraussetzungen solcher „unzivilisierten“, tauben Körper eignen sich in der Auffassung der *weißen* Europäer:innen für freie und unfreie Arbeit in den Kolonien und den kolonisierenden Ländern. Die Superausbeutung der kolonisierten Subjekte konnte so legitimiert werden. Die Kategorie „Rasse“ stabilisiert die ökonomische und biologische Gesundheit der *weißen* Europäer:innen, welche die Entwicklung von Zivilisation ermöglicht, und gleichzeitig stabilisiert die Kategorie Geschlecht diese Zivilisation (vgl. Schuller 2018).

Stuart Hall zeigt, dass Rassifizierung durch die Klassifikation phänotypischer, also körperlicher, Merkmale erreicht wird. Diese werden bedeutungsvoll aufgeladen, um in einem Diskurs der Differenz einer Gruppe bestimmte Charaktereigenschaften zuzusprechen (Hall 2000: 7, 28). Er führt auch aus, dass die Kategorie "race" die Modalität ist, durch die Klasse erfahren wird. Das heißt, dass Klassenzugehörigkeit, Geschlecht und Rassifizierung sich in Körper einschreiben, und deshalb ist es notwendig, den Körper und die Arbeit mit Körpern als Teil rassismuskritischer Arbeit einzubeziehen.

Queers of Color im Workshopraum

Nehmen wir das Beispiel eines Lernraumes, der in Ansätzen die tatsächliche Vielfalt der Gesellschaft widerspiegelt. Ein Teil der Anwesenden hat gelernt, den eigenen Körper als normal wahrzunehmen, sieht sich vielfältig in Medien repräsentiert und hat in allen Bereichen des Lebens Vorbilder gehabt, die es für ihn selbst möglich erscheinen lassen, alles zu erreichen, was er will. Das trifft für viele der *weißen* Teilnehmenden zu. Ein anderer Teil, der rassifizierte Teil, wird täglich darauf aufmerksam gemacht, dass er nicht „hierhin“ gehört, dass die Anwesenheit des eigenen Körpers in Deutschland eben nicht normal ist. Dies geschieht durch Diskriminierung, aber auch durch Fragen nach der „tatsächlichen Herkunft“ und nicht zuletzt durch das Angestarrtwerden. Medial repräsentiert sieht sich dieser Teil dann häufig als Problem, Opfer, Täter, oder in anderen ganz bestimmten, für ihn vorgesehenen Rollen. Innerhalb dieses Feldes rassifizierter Teilnehmender identifizieren sich manche Personen als nicht-binär: Die bloße Existenz dieser Personen wird von weiten Teilen der Gesellschaft schon als unmöglich dargestellt/wahrgenommen. Davon, dass die geschlechtliche Binarität im Zusammenhang mit der Legitimierung von Unterdrückung im Kolonialismus steht, wissen die Teilnehmenden des Workshops nichts.

Die *weißen* Teilnehmenden haben schon Workshops zu den Themen sexuelle und geschlechtliche Vielfalt sowie zu Antirassismus besucht und würden gerade keine unsensiblen Fragen stellen. Dennoch bleibt bei queeren BiPoCs das Gefühl des Fremdseins und Befremdetseins bestehen, sei es z. B. durch an bzw. auf sie gerichtete Blicke, Gesten, Fragen oder durch in der Sprache implizierte Geschlechternormen.

Die anwesenden Körper haben gelernt, auf eine bestimmte Art im Raum zu sein, sich zu bewegen und zueinander zu verhalten. Diese Verhaltensweisen sind in Körper eingeschrieben und können als Körpergedächtnis bezeichnet werden. Körpergedächtnis beschreibt, dass es kein bewusstes Abrufen einer Situation braucht, um eine Bewegung durchzuführen, wie bei vielen Menschen etwa beim Tanzen oder Sitzen. Daran geknüpft ist auch das interkorporale Gedächtnis. Dabei geht es darum, wie Körper sich verhalten, wenn andere Körper anwesend sind (vgl. Fuchs 2017). Ob durch Sprache explizit gemacht oder nicht: In diesem Feld werden Verhältnisse von Dominanz und Subordination reproduziert, da diese in Körpergedächtnisse eingeschrieben sind. *Weiß*e, cis-geschlechtliche Menschen können sich im Raum oft selbstverständlicher bewegen, während schon die bloße Antizipation einer verletzenden Situation Stress bei Menschen auslöst, die nicht *weiß* sind und deren geschlechtliche Identität nicht dem heteronormativen Modell entspricht. Gründe hierfür sind die zahlreichen Ausschluss-, Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen, die queere BiPoCs in einer *weißen* Dominanzkultur machen, und die zahlreichen Rechtfertigungen, zu denen sie gezwungen sind.

Rassismus kann auch ohne körperliche Gewalt traumatisierend für Betroffene sein, also Wunden zufügen, die eigene Verhaltensweisen ändern (Enge, Gahleitner 2020: 58). Diese rassistischen Traumata stehen nicht abseits des historischen Traumas, das rassifizierte Menschen erlebten und in Form transgenerationaler Traumata an Nachfahren weitergeben. Körperhaltungen, Blicke und Gesten im Raum wirken vor diesem Hintergrund, beeinflussen die Dynamik des Raumes und führen unbeabsichtigt zu Stressreaktionen bei queeren BiPoCs, die von Nervosität und Unwohlsein bis hin zu dissoziativen Zuständen und Panikattacken reichen können (vgl. Manekem 2017).

Ressourcen reflektieren, Ressourcen erschließen

Zu verstehen, dass Machtverhältnisse mehr sind als Diskriminierung, kann dabei helfen, keine falschen Versprechungen zu machen und realistischer einzuschätzen, was Lernräume in einem gegebenen Moment sein können: Ein Raum, der nicht abseits von Gesellschaft steht, sondern in dem sich Macht reproduziert. Diese Erkenntnis soll nicht dazu führen zu verkennen, dass Sensibilisierung ein wichtiger Schritt ist. Sensibilisierung allein kann jedoch nicht Rassismus und Sexismus beenden. Die Abnahme von Ressentiments in der Gesellschaft führt nicht automatisch zu gesellschaftlicher Teilhabe, weswegen wir auch von strukturellem Rassismus sprechen (James 2021). Dieses Verständnis trägt dazu bei, die Realität anzuerkennen, dass Rassismus, Sexismus und Klassismus strukturell vorhanden sind, und diese nicht als etwas zu verstehen, das in einer ansonsten „guten Gesellschaft“ als „Fehler“, „Abweichung“, „Ausnahmeerscheinung“ etc. beseitigt werden könnte. Es wirkt der falschen Versprechung entgegen, dass mit einer Diversifizierung machtvoller Strukturen und Hierarchien Probleme gelöst werden würden. Repräsentation ist wichtig, die Frage nach materiellen Grundlagen muss jedoch stets daran gekoppelt werden.

Eine Frage, die sich Menschen in der Bildungsarbeit dahingehend stellen können, ist die Frage der Ressourcenverteilung. Reflexionsfragen könnten hier lauten:

- Wohin fließen die Ressourcen, die ich bekomme?
- Fließt Zeit und Geld in Bereiche, die bereits über Ressourcen verfügen (beispielsweise Sensibilisierungsarbeit bei Ämtern)?
- Wende ich Zeit und Geld auf, um Angebote für Menschen zu schaffen, die Teil des Umfelds rassifizierter, queerer Personen sind, oder schaffe ich Angebote für queere BIPOCs?
- Wen zentriere ich in meiner Arbeit? Wie zeigt sich das anhand der Verwendung/Zuweisung von Ressourcen, die mir zur Verfügung stehen?
- Stelle ich marginalisierte Subjekte in das Zentrum meiner Arbeit und problematisiere ich die Umstände, die sie marginalisieren?
- Kann mein Projekt Empowerment im Namen tragen, oder entpolitisiere ich damit den Begriff?

Dass Machtsysteme so tief in Gesellschaften verankert sind und diese strukturieren, legt es nahe, sich handlungsunfähig oder ohnmächtig zu fühlen. Zu verstehen, wie sich Machtverhältnisse auf Körper auswirken, eröffnet eine Vielzahl von Handlungsmöglichkeiten. Traumasensible, **traumainformierte** und traumapädagogische Ansätze beziehen neben dem kognitiven Lernen den körperlichen Organismus mit ein. Sie können hilfreich dabei sein, mit dem interkorporalen Feld zu arbeiten und mit einer Reihe von Praxisansätzen wie Bewegungs-, Atem- und Entspannungsübungen wichtige Perspektiven für die **machtkritische** Bildungsarbeit zu liefern. Ein Blick in wissenschaftliche Diskurse der Sozialpsychologie, wie z. B. „The Body Keeps the Score“ (2014), lohnt sich dabei ebenso, wie Ansätze einzubeziehen, die in sozialen Bewegungen verortet sind, so etwa „Politisch Aktiv Sein und Bleiben“ (2018). Die Beziehung zum eigenen Körper (wieder-) herzustellen und das Einbeziehen der in Räumen anwesenden Körper in unsere (Bildungs-) Arbeit, können sehr konkrete Ansatzpunkte für Veränderung und Transformation sein, die mit einem tiefen Atemzug beginnen. Auch wenn jede Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Verhältnissen immer wieder neue Herausforderungen mit sich bringt, geht es immer auch um die anwesenden Körper und mit ihnen auch um die Körper, die vor ihnen kamen.

Räume für alle?

Aufgrund der dargestellten Schichtung von Gesellschaft und den Machtverhältnissen, die vor keinem Raum halt machen, ist es wichtig, sogenannte „sicherere Räume“ anzubieten. In diesen Räumen wird Personen, die eine machtärmere Position in der Gesellschaft einnehmen, die Chance gegeben zusammenzukommen. Beispiele dafür sind Räume, zu denen *weiße* Menschen keinen Zutritt haben (z. B. BIPOC only Räume) oder Räume, zu denen cis-Männer keinen Zutritt haben (z. B. FLINT*A Räume). Aufgrund der oben beschriebenen Verhältnisse und angesichts dessen, wie sich infolge der genannten Verhältnisse Körper zueinander verhalten, sind diese Räume immens wichtig. Die Möglichkeit zur bedarfsorientierten Schaffung solcher Räume sollte als ein Standard der kritischen Bildungsarbeit etabliert werden.

Gleichzeitig darf nicht der falsche Eindruck erweckt werden, dass in diesen geschützteren Räumen keine Verletzungen passieren können. Menschen in machtärmeren Räumen sind so heterogen wie die Gesellschaft selbst, mit unterschiedlichen Graden an (De-)Privilegierung, mit unterschiedlichen Kommunikationsmustern, internalisierten Rassismen, Sexismen, Antisemitismen und transgenerationellen Traumata. Es wäre absurd anzunehmen, dass ein solcher Raum einen absoluten Schutz vor Verletzungen garantieren könne, denn auch (oder besonders) verletzte Menschen verletzen Menschen (Cox 2021). Was für Möglichkeiten gibt es also, Räume zu gestalten, in denen Diversität und potenziell auch Schmerz gehalten und aufgefangen werden können? Was braucht es dazu, sowohl an individueller Einstellung als auch an Rahmenbedingungen, ungeachtet dessen, ob es sich um einen geschützteren Raum handelt oder um Räume, zu denen alle Menschen Zugang haben? Die Strukturfrage wird in diesem Text leider unbeantwortet bleiben, aber die oben aufgelisteten Reflexionsfragen zu Ressourcen ebenso wie diverse Awareness-Konzepte können Wege aufzeigen, welche Strukturen es brauchen könnte. Um individuelle Einstellungen zu entwickeln, sodass gemeinsames, solidarisches Arbeiten möglich wird, lohnt sich ein kurzer Blick auf BIPOC Trans*- Kämpfe.

Es geht nur gemeinsam

Poet:in, Autor:in und Akademiker:in Alok Vaid Menon sieht einen der größten Fehler feministischer Bewegungen der letzten Jahrzehnte darin, eine Identitätskategorie bestimmen zu wollen, die als einzige in der Lage ist, das Patriarchat zu stürzen.¹ Diese Kategorie sei die cis-Frau und das habe dazu geführt, dass Trans*-Personen, Nicht-Binären und Inter* Menschen, Genderqueeren Identitäten und anderen marginalisierten Geschlechtern eine marginalisierte Rolle in feministischen Kämpfen zugesprochen wurde. Diese Darstellung ist zum einen historisch falsch, denn angefangen mit dem Widerstand gegen Kolonialismen überall bis hin zu den Stonewall Riots und den daraus entstandenen und bis heute andauernden Protesten, wie Pride oder dem Christopher Street Day, nehmen Trans*, Inter- und Nicht-Binäre Menschen führende Rollen in entsprechenden Kämpfen und Bewegungen ein. Gleichzeitig werden sie dennoch gewaltvoll von den Bewegungen, die sie selbst prägen und anstoßen, ausgeschlossen. Sylvia Rivera, die maßgeblich an den Stonewall Riots 1969 und an der Etablierung solidarischer Wohnungs- und Medizinversorgungsalternativen für queere Menschen in Chicago beteiligt war, wurde auf der großen Pride Demonstration ausgebuht. Ihr wurde das Recht zu reden verweigert – auf einer Demonstration, für deren Existenz sie und u. a. Marsha P. Johnson maßgeblich verantwortlich waren. Sylvia Rivera erkämpfte sich das Recht zu reden und sagte unter Buh-Rufen:

„But do you do anything for me? No. You tell me to go and hide my tail between my legs. I will not put up with this shit. I have been beaten. I have had my nose broken. I have been thrown in jail. I have lost my job. I have lost my apartment for gay liberation and you all treat me this way? What the fuck’s wrong with you all? Think about that!”

¹ Online Podcast auf Youtube und anderen Plattformen: ALOK: The Urgent Need for Compassion | The Man Enough Podcast. <https://www.youtube.com/watch?v=Tq3C9R8HNUQ>, zuletzt abgerufen am 17.11.2021

In dieser Aussage wird auch deutlich, welcher staatlichen Gewalt viele Trans*-Personen, besonders BIPOC Trans*-Personen, ausgesetzt sind, da sie aus dem Raster der vorgesehenen staatlichen Zuordnung zu Mann oder Frau fallen und zugleich rassifiziert sind. Gleichzeitig fallen sie auch aus dem Raster breiter sozialer Bewegungen, die immer wieder von *weißen* Mittelschichten angeeignet und vereinnahmt werden, da sie nicht in den Kategorien schwuler Mann oder cis-Frau verortet sind.

Die Kämpfe von Trans*-Personen und anderen genderqueeren Menschen demonstrieren sehr deutlich, dass es breite Bündnisse aller Identitäten braucht, um Machtstrukturen etwas entgegenzusetzen. Alok Menon macht uns darauf aufmerksam, dass Trans*-Personen nicht nur zeigen, dass Transition zwischen Geschlechtern möglich ist, sondern auch dafür stehen, dass Transition zwischen den Kategorien „Wir“ und „die Anderen“ erreichbar ist. Angela Davis bemerkt, dass Menschen in der Lage sind, gesellschaftliche Kategorien, wie eine zugeschriebene geschlechtliche Identität etwa, zu überwinden, und darüber hinaus in anderen, nicht festgeschriebenen Kategorien zu existieren, und dass somit auch Strafe und Isolation, die ebenso gesellschaftlich verankert sind, überwunden werden: „And I don’t think we would be where we are today – encouraging ever larger numbers of people to think within an abolitionist frame – had not the trans community taught us that it is possible to effectively challenge that which is considered the very foundation of our sense of normalcy. So if it is possible to challenge the gender binary, then we can certainly, effectively, resist prisons, and jails, and police.”² (Davis 2020)

Wenn das sogenannte Transsexuellengesetz abgeschafft und durch ein Selbstbestimmungsgesetz ersetzt werden würde, würden alle Menschen davon profitieren, denn Selbstbestimmung ist eine der Grundlagen solidarischer Gemeinschaft: das Recht Entscheidungen zu treffen.

Es profitieren alle davon, wenn Institutionen Menschen nicht mehr vorschreiben, wer sie zu sein haben, und genau dieses Verständnis ist für die kritische Bildungsarbeit wichtig: Ein Raum, in dem Macht gemeinsam abgebaut wird, ist ein Raum, in dem alle Menschen ein bisschen freier sein können.

2 Zu sehen in diesem Video auf Facebook: Dr. Angela Davis on the non-binary community <https://www.facebook.com/watch/?v=4049025058500829>, zuletzt abgerufen am 17.11.2021

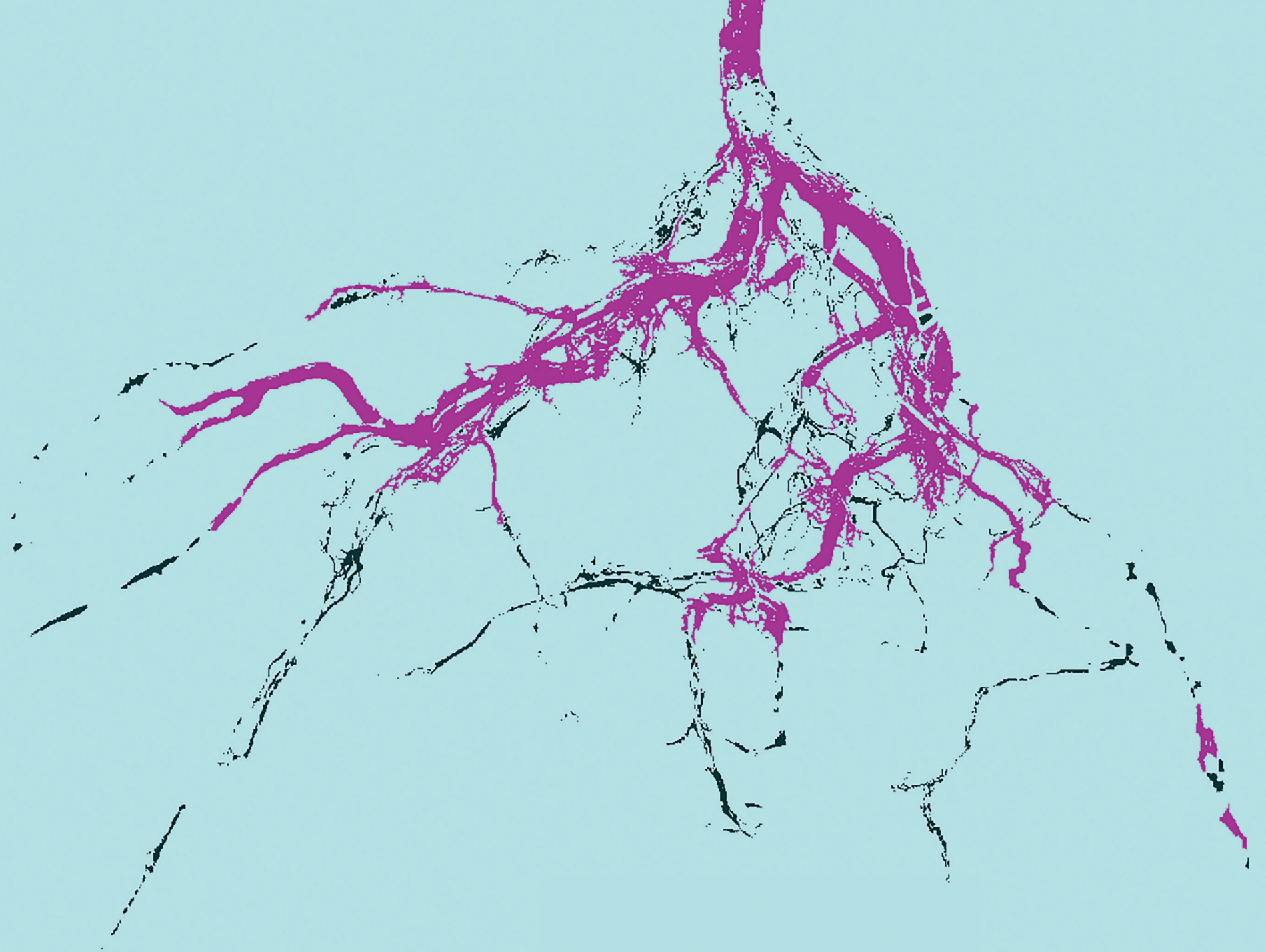
Literatur

- » Al-Radwany, Marwa; Shah, Ahmed (2015): Mehr als nur ästhetische Korrekturen. In: *antifra**, <https://antifra.blog.rosalux.de/mehr-als-nur-aesthetische-korrekturen/>, letzter Aufruf: 14.04.2021.
- » Bauer, Heike (2008): *Measurements of civilisation: non-western female sexuality and the fin de siècle social body*. In: *Sexuality at the Fin de Siècle: The Making of a ‘Central Problem’*, hrsg. von Peter Cryle and Christopher E. Forth (University of Delaware Press, 2008), S. 93–108.
- » Breuer, Ingeborg (2019): „Gender Trouble / Warum Geschlechterforschung so umstritten ist“. *Deutschlandfunk*, https://www.deutschlandfunk.de/gender-trouble-warum-geschlechterforschung-so-umstritten-ist.1148.de.html?dram:article_id=461009, letzter Aufruf: 14.04.2021.
- » Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S.15–49.
- » Crenshaw, Kimberlé (1991): *Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color*. *Stanford Law Review*, Vol. 43, No. 6, S. 1241–1299.
- » Cox, Laverne (2021): *Hurt People hurt People*. In: *You are your best thing. Vulnerability, Shame Resilience, and the Black Experience*. Dublin: Penguin Press, S. 164–168.
- » Fausto-Sterling, Anne (2002): *Sich mit Dualismen duellieren*. In: Paseri, U. (Hrsg.): *Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 17–46.
- » Enge, Robert; Gahleitner, Silke (2020): *Die unbenannte Realität: Rassismus und Trauma*. In: *Sozialmagazin, Zeitschrift für Soziale Arbeit*. Vol. 1-2/2020, Weinheim: Beltz Juventa, S.56–66.
- » Fuchs, Thomas (2017): *Collective Body Memories*. In: Durt, C., Fuchs, T., Tewes, C. (Hrsg.): *Embodiment, enacting and culture. Investigating the Constitution of the Shared World*. Cambridge: MIT Press, S. 333–352.
- » Hall, Stuart (2000): *Rassismus als ideologischer Diskurs*. in: Rätz, N. (Hrsg.): *Theorien über Rassismus*. Hamburg: Argument Verlag, S. 7–16.
- » James, Daniel (2021): „Struktureller Rassismus“ – Verteidigung eines Begriffs“. In: *Deutschlandfunk Kultur*, https://www.deutschlandfunkkultur.de/struktureller-rassismus-verteidigung-eines-begriffs.2162.de.html?dram:article_id=494814, letzter Aufruf: 13.04.2021.
- » Luthmann, Timo (2018): *Politisch Aktiv Sein und Bleiben, Handbuch Nachhaltiger Aktivismus*. Münster: Unrast Verlag.
- » Menakem, Resmaa (2017): *Body to Body, Generation to Generation*. In: *My Grandmother’s Hands, Racialized Trauma and the Pathway to Mending Our Hearts and Bodies*. Las Vegas: Central Recovery Press.
- » Schuller, Kyla (2018): *Introduction. Sentimental Biopower*. In: *The Biopolitics of Feeling: Race, Sex, and Science in the Nineteenth Century*. Durham: Duke University Press, S. 1–34.
- » Prescod-Weinstein, Chanda (2017): *Making Meaning of “Decolonising” – What do we mean when we say “decolonize”?* <https://medium.com/@chanda/making-meaning-of-decolonising-35f1b5162509>, letzter Aufruf: 14.04.2021.
- » Van der Kolk, Bessel (2014): *The Body Keeps the Score, Mind, Brain and Body in the Transformation of Trauma*. Penguin Books.



„Lasst uns mal über Rassismus reden. Nicht über Rassismus und seine Auswirkungen, wie sie uns jetzt gerade betreffen. Sondern, wie wir das lösen können. Ansonsten werden wir immer wieder weiter Gelder bekommen, um solche Veranstaltungen zu machen, was auch nötig ist, um aufzuklären. Aber wenn es um konkrete Lösungen geht, müssen wir wirklich an die Wurzeln gehen.“

Peter Emorinken-Donatus beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020



Intersektionalität, Utopie und Sinnlichkeit — Ein Versuch, den Bauch über den Verstand zu loben

Ein Beitrag von Cecil Arndt

„I have been angry this week. Christian said: Trust your anger. It is a demand for love.“¹
- Natalie Díaz -

¹ Díaz, Natalie (2020): „Isn't't the Air also a Body, Moving?“. In: *Postcolonial Love Poem*. S. 74

Die folgenden Zeilen entstehen nach einigen Jahren als Cis-Frau of Color in der **machtkritischen** politischen Bildung und während einer Pandemie, die verschiedene Menschen an verschiedenen Orten in sehr unterschiedlicher und mitunter voraussehbar tödlicher Weise betrifft. Sie entstehen deshalb aus sehr gemischten Gefühlen: Da sind Unbehagen, Dankbarkeit, Trauer, Freude, Wut, vor allem aber maßloses Erstaunen; manchmal Verzweiflung und, im Jahr nach der medialen Aufmerksamkeit für #blacklivesmatter, zunehmende Ungeduld, die sich abwechselnd manifestieren und manchmal meiner Kontrolle entziehen.

Da ist aber auch immer wieder, in unerwarteten Momenten der Ruhe und der Ausgelassenheit und des Glücks: Zuversicht (vielleicht von einer Prise Trotz und Erstaunen durchzogen). Die speist sich nicht etwa aus dem, was in den Nachrichten zu lesen ist (und was nicht), sondern vor allem aus den Begegnungen und den darin stattfindenden Berührungen, zum Beispiel und vor allem in empowerment-orientierten Räumen, wenngleich zuletzt vornehmlich online. Diese Berührungen und Begegnungen werden dann möglich, wenn sich Menschen einander zeigen und über Differenzen hinweg gegenseitig wahrnehmen, in all ihrer Verletzlichkeit, aber auch Kraft, mit manchen ihrer Träume und oft in großer Verbundenheit. Und weil ich, genährt von all diesen kleinen und auch größeren Momenten, noch immer nicht gewillt bin, die Hoffnung aufzugeben, daß die Welt (auch hier, vor allem aber anderswo) für Alle eines Tages anders und vor allem besser sein werde, als sie es ist, einfach weil sie es sein könnte und so dringend sollte, erlaube ich mir, ein paar sehr subjektive Zeilen zu verfassen, mit denen ich nicht theoretisch fundiert argumentieren möchte, sondern Gefühlen – wie Sehnsucht, Unmut und den kleinen, immer wieder auflodernden Funken Zuversicht – den Platz einräumen, der ihnen, wie ich finde, gebührt.

Zunächst deshalb zum Unbehagen: Es speist sich (an dieser Stelle) nicht so sehr aus der Erfahrung, daß die Beschäftigung mit Rassismuskritik und in der Folge mit den je eigenen Privilegien eine so mühsame und sich stetig an Abwehrmechanismen – denen unseres Gegenübers, aber auch unseren eigenen –, an sich selbst vergewissernden gesellschaftlichen Normalitäten und stets auf's Neue gezogenen institutionalisierten Grenzen abarbeitende Tätigkeit ist. So gehen zahllose Trainer*innen und andere Fachkräfte (häufig, aber nicht ausschließlich of Color) in den Burn-Out – weil das, was wir (hier und da ausgebremst von unseren oft prekären Arbeitsbedingungen und in unseren eigenen Strukturen) stets entlang unserer eigenen Verletzungen und Traumata zu tun versuchen, nie genug ist. Es ist nicht genug gemessen an den für viel zu Viele bedrohlichen und gar tödlichen Verhältnissen, in denen wir uns bewegen, und in denen vielen von uns, positionierungsabhängig, ohnehin immer schon bedeutet wurde: „Du bist nicht genug“. Gerade für Fachkräfte of Color im weiten Tätigkeitsfeld Rassismuskritik, für die sich das eigene (Er-)Leben vom Beruflichen kaum trennen lässt, bekommt so die Feststellung von Toni Morrison eine Art doppelte Bedeutung: „[The very serious function of racism] is distraction. It keeps you from doing your work. It keeps you explaining, over and over again, your reason for being“.²

2 Morrison, Toni, ab Minute 36:00 in "Black Studies Center public dialogue. Pt. 2," May 30, 1975; abzurufen unter „<https://soundcloud.com/portland-state-library/portland-state-black-studies-1>

Doch hier soll es um dasjenige Unbehagen gehen, das sich aus der von Toni Morrison angesprochenen Ablenkung ergibt, die häufig in einer Auslassung mündet: Die unauflösliche Verwobenheit von Rassismus mit den materiellen Grundlagen des (Über-)Lebens, die mit den strukturellen, institutionellen und institutionalisierten Bedingungen, die unsere Wahrnehmung und Wirklichkeit strukturieren, über die individuelle Lebenssituation der Einzelnen hinausgeht. Dieses Unbehagen erwächst aus der allzu konsumerablen Konjunktur, die der Begriff der **Intersektionalität** in jüngerer Zeit auch in bundesdeutschen Bildungslandschaften und Programmen erfährt: Einst wurde er (implizit oder explizit) von Aktivist*innen of Color jenseits des Atlantiks an- und eingeführt und so die Verwobenheit der Race-bezogenen, geschlechtlichen und weiteren Differenzen mit den gegebenen materiellen Bedingungen des Lebens zum Kern des politischen Handelns, zur Grundlage ihrer politischen Kämpfe gemacht.³ Die gegenwärtige Konjunktur dieses Begriffs lässt jedoch befürchten, daß „**Intersektionalität**“ – wie schon andere Debatten, z.B. die um „Diversity“ zuvor zeigten – zum bloßen schmückenden Beiwerk verkümmert, das es uns erlaubt, über die einzelnen Differenzlinien hinwegzusehen, die ihren je spezifischen Rahmen konstituieren. Und daß die Konjunktur des Begriffs den Tunnelblick verstärkt, mit dem jeder spezifische geographische, historisch-kulturelle, ökonomische Kontext ausgeblendet wird, ohne den sich Intersektionen aber nun nicht einmal analytisch erfassen lassen.

Denn aus rassismuskritischer Perspektive kann es eben nicht nur darum gehen, die Überschneidungen, Wechselwirkungen, Potenzierungen und additiven Effekte von Diskriminierung entlang der Differenzlinien rassifizierter, geschlechtlicher und sexueller Identitäten herauszustellen und sich in öffentlichen, oft wenig parteilich geführten Diskussionen und Veranstaltungen häufig als Token vorführen zu lassen und mit konkreten Forderungen dann kaum Gehör zu finden: Die wichtige Einbeziehung intersektionaler Standpunkte und Perspektiven (und auch dies macht die gegenwärtige pandemische Situation überdeutlich) in rassismuskritische Diskurse und pädagogische und beraterische Angebote bedarf notwendig und zunehmend dringlich der kontextualisierenden Einbeziehung der Kategorie Class. Sie braucht die Entwicklung einer Praxis, die über die Aufstiegsmöglichkeiten Einzelner hinaus die gesellschaftlichen Bedingungen fokussiert, welche die ökonomischen Ein- und Ausschlüsse jeden Tag auf's Neue produzieren (werden). Denn diese bestimmen maßgeblich die (Über-)Lebensbedingungen und Zukunftsperspektiven derjenigen, die – gerade entlang rassistischer, geschlechtlicher, able-istischer und anderer Normalitäten – auf Basis z.B. von sogenannten Push-Backs, verweigerten Einreisemöglichkeiten, (nicht) erteilten Arbeitserlaubnissen oder -möglichkeiten, internationaler (auch vergeschlechtlichter) Arbeitsteilung und Handelsbeziehungen und scheinbar unauflöslicher (post-)kolonialer Besitz- wie Gewaltverhältnisse von rassistischen und patriarchalen Verhältnissen betroffen sind. Mein Unbehagen teile ich mit vielen meiner Freund*innen und Kolleg*innen.

3 Vgl. Artikel von Cuso Ehrich auf Seite 42 in dieser Broschüre

Es erwächst daraus, daß dieser konkrete Zusammenhang von Race und Class sowie Überschneidungen mit weiteren Differenzlinien derzeit vielleicht nicht immer ausdrücklich gelehrt, aber doch allzu oft dethematisiert, wenn nicht gar tabuisiert wird, wenn **Intersektionalität** angeführt wird, und ökonomische Bedingungen und Ungleichheitsverhältnisse aber unangesprochen bleiben (sollen), und wir nicht gemeinsam nach nachhaltig verändernden gesellschaftlichen Handlungsperspektiven suchen. Denn es geht bei der Kritik von rassistischen Verhältnissen auch aus intersektionaler Perspektive eben nicht nur ausschließlich um Repräsentation (die auch immer an bestimmte Sprecher*innen-Positionen, an kontextuelle Repräsentabilität geknüpft und damit immer schon auf ein Zentrum gerichtet ist, welches das Regelwerk des Wünschenswerten und vermeintlich Machbaren bestimmt), sondern auch – vielleicht vor allem – um den Zugang zu überlebensnotwendigen materiellen Ressourcen. Denn die sind auch in Deutschland, aber insbesondere im globalen Kontext auf unerträgliche Weise ungleich verteilt.

Mein Unbehagen erwächst nicht nur aus der von mir empfundenen Vernachlässigung der Kategorie Class innerhalb bundesdeutscher rassismuskritischer Diskurse und Angebote, wenn es um die Entwicklung gemeinsamer Handlungsperspektiven geht, die über den Einzelfall hinausgehen; wenn es also darum geht, strukturelle und institutionelle wie institutionalisierte Verhältnisse in den Blick zu nehmen und nach gangbaren Wegen aus ihnen heraus zu suchen. Es erwächst auch aus einer von mir (auch im eigenen Erleben) empfundenen Schwierigkeit, uns konkret zu verorten und dann den Blick auf unsere je eigenen Privilegien zu richten und unseren privaten wie beruflichen Alltag mit den Wirklichkeiten jenseits des Schengenraums in Bezug zu setzen.⁴ Denn **Intersektionalität** als Grundlage einer politischen und praktischen Perspektive bedeutet, die sich überschneidenden Differenz-, Diskriminierungs- und Privilegierungslinien und die je eigene Positionierung zu kontextualisieren, das heißt räumlich und historisch konkret zu verorten, um sie als spezifischen Ausschnitt einer viel größeren Matrix begreifbar zu machen. Und nach und nach eine Praxis zu entwickeln, die nicht weniger als „das gute Leben für Alle“ anstrebt, um uns in unseren **diskriminierungskritischen** Tätigkeitsfeldern überflüssig zu machen und uns schamlos freudvolleren Dingen zuzuwenden.

Deshalb wünsche ich mir, daß wir unsere Praxis nicht länger allein an einem Zentrum ausrichten, das uns bisher nicht nur beschäftigt hält, sondern stetig und qua definitionem weiter Margins (re-)produziert und bis zur Unkenntlichkeit normalisiert, da, wo die „Anderen“ leben und sterben.

⁴ Nicht nur, aber besonders im Kontext Flucht wird unsere hiesige Eingebundenheit in globale Verhältnisse und die Schwierigkeit, diese mit unserem Alltag und den Aufgaben, die sich daraus ergeben, zu verknüpfen, besonders deutlich – so teilt sich unsere Beschäftigung mit Menschen auf der Flucht in der Regel mit unterschiedlichen Zuständigkeitsbereichen ein in ein Diesseits und Jenseits des Schengenraums und in das Niemandsland und die Wüsten und Meere dazwischen, das obendrein wenige bis gar keine tragfähigen persönlichen Beziehungen erlaubt.

Und weil auch unsere je individuellen Lebensrealitäten, **Positionierungen**, Diskriminierungen und Privilegierungen – materialisiert z.B. in unserem Kaffee am Morgen, unseren Mobiltelefonen, unserem Ressourcenverbrauch, unserem Zugang zu Impfstoffen und Gesundheitsversorgung, der Abwesenheit von Krieg in unserem konkreten Erleben und und und – auch jenseits familiärer Beziehungen und biographischer Bezüge unauflösbar mit den Lebensrealitäten und Bedingungen dieser Anderen verknüpft sind, ob wir wollen oder nicht, sollten wir uns gemeinsam befragen, auf wen wir uns in unseren Kämpfen, unserer Praxis als signifikante und komplementäre Andere oder Ähnliche beziehen wollen.

Denn Vulnerabilität und Zukunftschancen betreffend macht es einen großen Unterschied, welche Bedeutungen und Folgen von ähnlichen Intersektionen unter welchen Bedingungen konkret produziert werden: Es macht einen Unterschied, ob, wie und von wem die Stimme einer Schwarzen Trans*frau gehört wird – als Figur in einer Serie im Streamingdienst, die uns etwas über unsere Geschichte(n) zu erzählen vermag, als studierter Podiumsgast auf einem Fachtag in Köln, oder als konkrete Person im Armenviertel am Stadtrand von Lima. Diese Schwarzen Trans*frauen mögen auf den ersten Blick von ein und derselben Intersektion von Differenzlinien betroffen sein. Diese generiert jedoch für sie und ihren Alltag ganz andere unmittelbare Bedeutungen und hat andere konkrete Folgen, steht aber eben doch in Relation zu unseren Lebenswirklichkeiten. Es kommt also auf uns an, wer ihr (und ihrem kleinen Bruder oder ihrer alten Mutter) wie wortgewaltig zur Seite steht, und es kommt auch auf uns an, ob ihre Erfahrungen in unsere Diskurse wie in unsere Verhandlungsmasse auf beifälligen Podien und in vielleicht glamourösen Social-Media-Posts Eingang finden, um Verbindungen und Mitverantwortlichkeiten anzuerkennen und nach Lösungen zu suchen.

Deshalb wünsche ich mir bei all unseren Auseinandersetzungen, sei es in einer breiteren Öffentlichkeit oder auch in Empowerment-orientierten Räumen, neben einer Markierung der je eigenen Sprechposition eine Kontextualisierung und Relationierung (und damit meine ich nicht etwa eine Relativierung!), eine Bezugnahme aufeinander, um so gemeinsam zu einer Verschiebung unserer Wahrnehmungshorizonte zu gelangen. Statt uns weiter im (notwendigen) mühsamen Kampf um Repräsentation aufzureiben, der Einzelne von uns vereinzelt näher ins Zentrum führt, und im tagtäglichen und oft vergeblichen Versuch der Abwehr von Zumutungen und Bedrohungen für Einzelne in Beratungs- und Begleitungssettings und manchmal in der Freund*innen- und Nachbar*innenschaft, wünsche mir deshalb einen Moment, in dem wir zu Atem kommen, uns umsehen, einander ansehen, hören, riechen, ertasten, spüren könnten. Vielleicht könnte aus diesem Moment genug Kraft, Wohlwollen und die vorsichtige wie mutige Bereitschaft entstehen, eine Auseinandersetzung mit unseren Differenzen, den je eigenen Toten Winkeln möglich zu machen – um so vielleicht neue Perspektiven zu entwickeln, die über unsere Wahrnehmungsmuster einerseits und besonders über vermeintlich unverrückbare ökonomische und kriegerische Normalitäten andererseits hinausweisen.

Ich wünsche mir eine gemeinsame Situierung und Re-Kontextualisierung der verschiedenen Erfahrungen und Diskurse (und ihrer symbolischen wie materiellen Effekte), die wir hierzulande bezüglich Macht- und Gewaltverhältnissen haben, oft ohne sie aufeinander zu beziehen. Denn eine Verengung unserer Blicke auf das Zentrum, die konkrete ökonomische Verhältnisse, vor Ort wie global, nur am Rande miteinbezieht oder in andere Fachbereiche und Disziplinen verweist, droht uns den Blick zu verstellen auf das, was an Veränderung notwendig ist und vielleicht möglich sein könnte. Sie hindert uns daran, gemeinsam Utopien zu entwickeln – Utopien für Zeiten, in denen wir uns nicht länger *weißen* patriarchalen (cis*- und heterosexistischen, able-istischen, klassistischen, rassistischen, goj-normativen, lookistischen, age-istischen, adultistischen, akademistischen etc.) Macht- und Gewaltverhältnissen widmen müssen,⁵ sondern unsere Kraft, unsere Liebe und Kreativität auf Dinge richten können, die uns und anderen Freude bereiten. Und so komme ich von meinem Unbehagen (das manchmal als Verzweiflung, manchmal als Wut sich mein Gehör verschafft) zur Sehnsucht.

Um die Verhältnisse jenseits unseres eigenen Tellerrands wahrzunehmen und gemeinsam mit Vielen Utopien nachzuspüren, die über die bestehenden Verhältnisse hinausweisen und unsere Bedürfnisse, unsere Träume, vielleicht unser Begehren dekolonisieren und unsere Blickrichtung vom Zentrum lösen, an dem unsere Wünsche und Träume allzu oft ausgerichtet sind und dann doch oft zerschellen, bedarf es eigentlich nicht viel: Globale Verhältnisse und transkulturelle Beziehungen sind in unseren post-migrantischen Räumen (in unseren Veranstaltungen, Workshops, Diskussionen, Podien, Angeboten etc.) längst anwesend. Viele von uns haben Biographien, die in verschiedenen Sprachen und Akzenten stets neu geschrieben, und Identitäten, die kontextuell unterschiedlich angerufen und verstanden werden. Viele von uns haben Familienangehörige und Freund*innen in anderen Ländern und auf anderen Kontinenten, mit denen wir nicht nur im persönlichen Austausch stehen, sondern für die wir auch – das wird in Zeiten der Pandemie besonders deutlich – Verantwortung übernehmen, indem einige z.B. regelmäßige finanzielle Unterstützung leisten, kleine Spendenaufrufe starten und Nachrichten verfolgen, die hier im Allgemeinen wenig Aufmerksamkeit bekommen, oder hier innerhalb der Familie, Nachbar*innenschaft und Peer-Groups Ressourcen miteinander teilen, die eben nicht allen zugänglich sind, weil sie von- und umeinander wissen. Gleichzeitig sehnen sich viele von uns vielleicht danach, ihre Lieben andernorts im post-pandemischen oder aufenthaltsrechtlichen Irgendwann endlich wiederzusehen, sie in die Arme nehmen und miteinander weinen, lachen, essen, tanzen, singen oder einfach schweigsam nebeneinandersitzen zu können.

All dies sind Verantwortungen, Sorgen, Sehnsüchte, Geschichten und Gefühle, die in unseren (Diskurs-)Räumen zwar immer da sind, jedoch oft weder Gehör noch Anerkennung finden. Sie werden häufig auch in Empowerment-orientierten Räumen ins Private der Einzelnen verschoben.

⁵ Und, in Abhängigkeit unseres Lebensmittelpunkts und Umfelds, daran nicht selten auch zu erkranken oder zu sterben.

Es sind konkrete Anknüpfungspunkte, repräsentiert und verwirklicht durch konkrete Personen in unserer unmittelbaren (Arbeits-)Umgebung. Auf diese Erfahrungen könnten wir uns auf der Suche nach neuen Perspektiven und konkreten Praktiken beziehen, wenn wir uns und unsere Räume dafür öffnen, uns einander zuwenden und im Kollektiv und gemäß unseren Bedürfnissen und Ressourcen nach Lösungen suchen würden, um dem vermeintlich Privaten in eine gemeinsame politische und solidarische Praxis Einlass zu gewähren. Andere Anknüpfungspunkte, die längst da sind, wenn wir es wagen hinzuschauen, hinzuhören und uns einzufühlen, sind die von Einzelnen mitgebrachten und verkörperten Erfahrungen, Kenntnisse und Erinnerungen – Familien- und Community-Wissen, historisches und kulturelles Wissen, Namen mit ihren Geschichten, Gedichte, Lieder, Rhythmen und Melodien, Rezepte für Gerichte, medizinale Kenntnisse, Wörter und Sprachen und Bilder(welten) – die nie im allgemeinen westlichen Wissenskanon Anerkennung gefunden haben noch vorgesehen sind. Dessen *weiße* patriarchale Tradition hat im Zuge von Christianisierung und Kolonisierung fein säuberlich Geist und Körper voneinander getrennt, den Zugriff auf kolonisierte Körper und Arbeitskraft gesichert und fest in wissenschaftlichen Praktiken verankert und unterscheidet seither streng zwischen Akademie und Expertise einerseits und Gefühl und Folklore andererseits.⁶ Aus intersektionaler rassismuskritischer Perspektive ist es an der Zeit uns einzugestehen, daß *weißes* westliches und patriarchales Gate-Keeping⁷ auch in unsere pädagogischen und beraterischen Konzepte und Praktiken wie denen der sozialen Arbeit und politischen Bildung fest eingeschrieben ist.

⁶ Vgl. Victoria Santa Cruz ab Mi nute 11:00 in: „Entrevista a Victoria Santa Cruz“. Abzurufen unter www.youtube.com/watch?v=DMu6BkJUJ-0s.

⁷ Dekolonisierungsdiskurse, die zunehmend auch in die deutschsprachige Bildungslandschaft und Pädagogik Eingang finden, haben deutlich gemacht, daß wir nicht umhin kommen, uns zu fragen, wessen Wissen (auch in unseren Räumen) als solches zählt, und wessen Wissen unsichtbar gemacht und abgewertet wird. „The word systemic has power to absolve individuals of responsibility. However, systemic racism requires individuals to be accountable for internalizing white supremacist culture and executing racist behaviors. Consciously or otherwise, even social work scholars impose practices that slow progress, limit scholarly growth, and ultimately harm the very people social workers seek to benefit. Specifically, gatekeeping in its many forms cost scholars of color acceptance into programs and fellowships, mentoring, publications, funding, and eventually, appointments to academic positions. This is not to mention the undue emotional and intellectual burden that BIPOC students face as a result of feeling excluded from academic spaces. Scholars of color can infuse lived experience into research and generate new lines of inquiry, but when this work is devalued, scholars are left wondering if their methods, ideas, or skin color are the reason their research stalled. Gatekeeping serves to perpetuate the notion that Eurocentric ontology and epistemology are those that hold value; education is mired in this form of colonization.“ Aus: <https://sswr.confex.com/sswr/2022/webprogram/Session12692.html>, abgerufen am 19.12.2021

Unsere Praxis hat so nicht nur ihren eigenen Anteil an Exotisierung, kultureller Ent- und Aneignung, Kommerzialisierung und Abwertung außereuropäischer Wissensbestände und Praktiken (e.g. Yoga, tradiertes Heil- und Pflanzenwissen, Musiktraditionen, Kulinarik etc.) und Artefakten (kulturelle Symbole und Gegenstände, Instrumente, Kunstwerke etc.), die hier wahlweise zu Lifestyle-Beschäftigungen, Museumsbeständen oder Reise-Souvenirs degradiert werden; sondern auch daran, all jene Bedeutungen, Spuren und Kontaminationen für ungültig zu erklären, die an den Rändern unserer zentralisierten und normalisierten Wahrnehmung erfahrbar und wirklich werden, von Anderen Bündeln und Normen von Gender, Sexualitäten, Generationalität, Ancestry, Schönheit oder Spiritualität bis hin zum Verständnis dessen, welches und wessen Leben zählt, auch um erzählt zu werden.

Was wäre also, wenn wir das, was wir unter intersektionaler und rassismuskritischer politischer Bildung und pädagogischer und sozialer Arbeit verstehen, auf situiertem Wissen gründen würden⁸, das sich aus den Leerstellen und Zwischenräumen nährt, die mehr als 500 Jahre disparater und dennoch interdependenter Geschichte(n) und Lebenswirklichkeiten stets auf's Neue produzieren. Und uns wie unsere Praktiken auf dieser Grundlage selbst befragten? Was, wenn wir das vermeintlich Individuelle und Private, das als Folkloristisch ausgeschlossene Wissen um uns und die Welt, wenn wir unsere multiplen, polyphonen, sich überschneidenden, widersprechenden und immer wahren, wirklichen und verkörperten Erinnerungen⁹ und Erzählungen zu Bezugspunkten unserer Arbeit machen würden – um so die Koordinaten zu verschieben, an denen wir unsere Sehnsüchte, Träume und damit unsere Möglichkeitsräume individuell wie gemeinsam neu ausrichten können? Was, wenn wir die verschiedenen Bedeutungen, die Differenzlinien und Intersektionen in verschiedenen Kontexten generieren, aufeinander beziehen, uns dazu in Beziehung setzen würden? Was, wenn wir uns auf die Spuren dessen begeben, was ausgeschlossen bleibt, weil wir davon nicht zu erzählen wagen? Denn Widerstand, Camouflage und Eskapade waren immer schon auch und vielleicht vor allem in den Zwischenräumen zu Hause und haben die Leerstellen besetzt, um in Palenque wie im Ballroom zu überleben.

8 „Situated knowledges work like an apparatus of producing “[...] a more adequate, richer, better account of a world, in order to live in it well and in critical, reflexive relation to our own as well as others' practices of domination and the unequal parts of privilege and oppression that make up all positions”. – Donna Haraway. In: Haraway, Donna. (1988). "Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective." *Feminist Studies* 14, 3: 575-599. S. 579

9 “Remembrance restores possibility to the past, making what happened incomplete and completing what never was. Remembrance is neither what happened nor what did not happen but, rather, their potentialization, their becoming possible once again.” – Giorgio Agamben. In: Agamben, Giorgio (2000): *Potentialities: Collected Essays in Philosophy*. Stanford University Press.

Was, wenn wir auf der gemeinsamen Suche nach dem, was möglich ist, unsere Sinnlichkeit – als die Grundlage von Welterfahrung und damit von Wissen über die Welt und über uns Selbst sowie als Ressource – in unsere Praxis einbeziehen würden? Jenes Wissen also, das nicht sprachlich verfasst ist und sich dennoch mit all jenen, die waren, in uns, mit uns und zu uns verkörpert? Das Wissen in unseren Räumen riecht nach Kakao und Zimt und Palo Santo, unsere Erinnerungen schmecken nach Mango, Cumin und Cilantro, und unsere Herzen schlagen auch ohne musikalische Früherziehung, Festivalbändchen und Musikindustrie immer schon in den Rhythmen von Cumbia, Dancehall und Afrobeat. All dies sind Möglichkeiten, uns Selbst in unseren Räumen aufzuspüren und einander spüren zu lernen. Sinnlichkeit und sinnliche Erfahrung in unseren Räumen als Ressource zu begreifen, die Begegnungen mit uns Selbst und mit Anderen ermöglicht, bedeutet so gleichzeitig die Möglichkeit, uns wechselseitig voneinander, von unseren unerzählten Geschichten und Erinnerungen, Sehnsüchten und Notwendigkeiten berühren zu lassen.

Um uns in unseren Räumen einander zuzuwenden, uns mit unseren Erinnerungen und unseren Gefühlen – Unbehagen, Dankbarkeit, Verzweiflung, Trauer, Freude, Wut oder auch Liebe – und in unserer Sinnlichkeit zu begegnen und uns gegenseitig Platz einzuräumen, braucht es zunächst sehr viel Vertrauen, Zeit und eine gehörige Portion Mut. Denn es bedeutet, unsere von sozial sanktionierten Normalitäten geprägte Scham zu benennen und vorsichtig zu überwinden und uns einander auch jenseits von Argumenten zuzumuten. Es verlangt von uns auch, uns von einem Tunnelblick zu lösen, der uns als Einzelnen vermeintlich Sicherheit verspricht, während darin jede Potentialität an einem Zentrum ausgerichtet bleibt, das für die große Mehrzahl der Menschen stets unerreicht bleiben wird. Es verlangt, uns statt dessen den Schnittstellen, Leerstellen und Rändern zuzuwenden und uns zu diesen in Beziehung zu setzen. Einander wirklich zu begegnen und uns voneinander berühren zu lassen, könnte jedoch bedeuten, die Grenze zwischen Politischem und Privatem gemeinsam nach und nach für ungültig zu erklären – um gemeinsam neue Perspektiven und Möglichkeiten zu erkunden, die vielleicht für uns alle lebenswerter sind, als das, was ist, und uns miteinander in Bewegung zu setzen.

„Der Blick nach Amerika ist wichtig. Aber wenn er ausschließlich nach Amerika geht, ist er – besonders in meiner Community, der Black Community – auch gefährlich. Denn auf der einen Seite haben wir den eurozentristischen Blick und dann den Blick, der voll nach Amerika gerichtet ist. Gleichzeitig sind seit mehr als 30 Jahren mindestens 40.000 Brüder und Schwestern vor unserer Haustür ertrunken und ich sehe keine vergleichbare Mobilisierung dafür. Das muss in die eigenen Debatten um Rassismus und in die gesellschaftliche Debatte mit einfließen.“

Peter Emorinken-Donatus beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

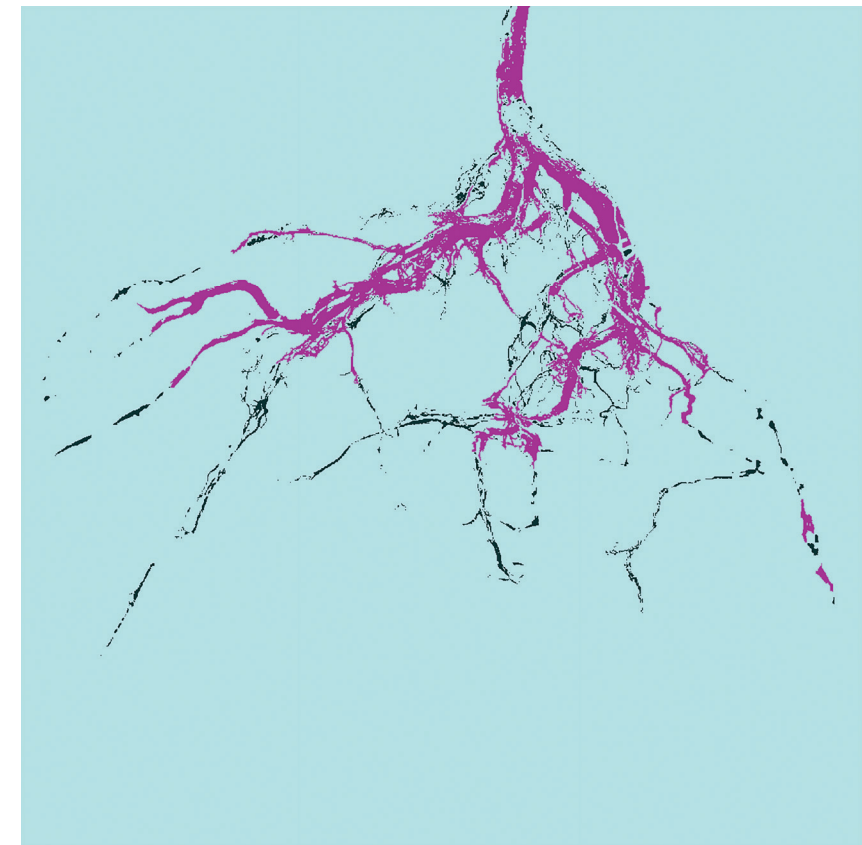
„Ich habe den Eindruck, dass die Frage von Klassismus und die Frage von Klassenverhältnissen uns rassismuskritisch Bildungsarbeitenden irgendwie mehr und mehr aus der Hand gleiten. Klassismus wird immer wieder erwähnt, also die Diskriminierungsform, und es gibt eine gewisse Sensibilität dafür, dass Menschen und Gruppen durch soziale Ungleichheit marginalisiert sind, in prekären Verhältnissen leben – beispielsweise auf Grund von Jobs und Lohnarbeit. Und Rassismus als 500 Jahre alte Ideologie gibt es auch in anderen Wirtschafts- und Gesellschaftsformen. Das heißt, auch wenn wir Kapitalismus überwunden hätten, dann wäre das nicht so, dass Rassismus automatisch aufgelöst wäre. Und trotzdem hängen die beiden sehr, sehr stark zusammen und bedingen sich.

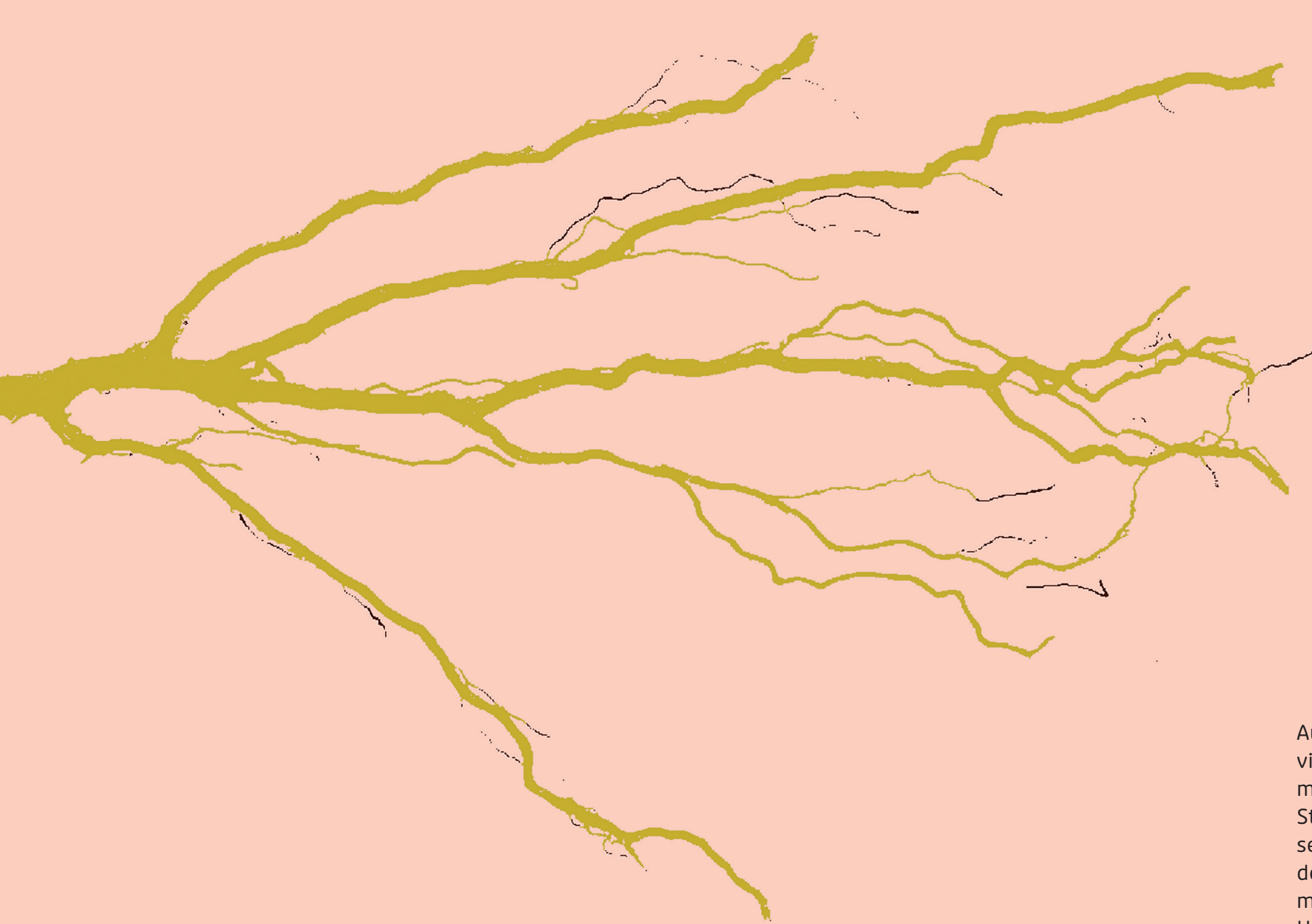
Ich wünsche mir da sehr, da auch nochmal wirklich die Frage mit rein zu nehmen: Okay, wie hängt eigentlich Rassismus gerade auch mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem zusammen? Wie bedingen und bestärken sich die beiden? Wie können wir wirklich weiterführende Gesellschaftsutopien entwickeln, jenseits dieser Wirtschafts- und Produktionsform, in der wir uns gerade bewegen?“

Kiana Ghaffarizad beim Fachtag „Verschieden, Getrennt, Gemeinsam“ im Dezember 2019

„It's not that Europe does not have the capacities to have refugees. For me it's always like: "Okay, stop producing refugees if you don't want them in your country." Because all the problems for refugees are from the global north. They come, they bring the guns, they bring the pollution from cars, they come and take land.“

*Elizabeth Ngari beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021*





Un_Vereinbarkeiten? – Zum Zusammendenken von Rassismuskritik und Antisemitismuskritik

Ein Beitrag von Kiana Ghaffarizad

Auf einem bundesweiten E-Mail-Verteiler passierte im November 2021 das, was in so vielen politischen Räumen seit Jahrzehnten passiert, online wie offline: Es begann mit einem E-Mail-Austausch. Ein Austausch zwischen ein paar Menschen über eine Studie und über die Frage, wann eine wissenschaftliche Forschung zu Rassismus selbst macht- und rassismuskritisch ist und wann nicht. Eine Nebenbemerkung – und der Fokus dieses Austausches richtete sich dann schnell auf die Auseinandersetzung mit einer Organisation, die sich unter anderem gegen Antisemitismus engagiert. Und damit fing es an: Die richtige wie wichtige kritische Auseinandersetzung mit Rassismus wurde gegen die richtige wie wichtige kritische Auseinandersetzung mit Antisemitismus ausgespielt. Zugleich wurden antisemitische Erzählungen als legitime rassismuskritische Perspektiven verteidigt und Personen, die auf den antisemitischen Gehalt jener Erzählungen hinwiesen, wurden disqualifiziert. Dieser Streit zog sich über Wochen hin. Ein Streit, der bittererweise nicht ungewöhnlich ist, der sogar exemplarisch ist, für allzu viele Räume, E-Mail-Verteiler, Online-Foren, Offline-Seminare, auch in der pädagogischen Bildungsarbeit. Rassistische Aussagen unter dem Deckmantel von Antisemitismuskritik und antisemitische Aussagen unter dem Deckmantel von Rassismuskritik – es scheint, als wäre es unmöglich Antisemitismus- und Rassismuskritik miteinander zu verbinden, ohne das eine oder das andere zu relativieren, zu bagatellisieren oder zu reproduzieren.

Die folgende E-Mail ist mein Versuch gewesen, Impulse zu setzen gegen die vermeintliche Unvereinbarkeit von Rassismus- und Antisemitismuskritik. Eine E-Mail, die sich ebenfalls exemplarisch als an alle Räume, Gruppen, Vereine, Personen und Institutionen – mich selbst eingeschlossen – gerichtet verstehen lässt, deren Ziel es ist, die gegenwärtigen Macht- und Diskriminierungsverhältnisse, welche unsere Gesellschaft prägen, abzubauen.

Salam,

ich schreibe die folgenden Worte, weil mein Herz blutet, wenn ich die E-Mails der vergangenen Tage auf dem Verteiler lese. Weil es erneut blutet. Diesen Verteiler sehe ich gegenwärtig nicht, nicht mehr oder noch nicht als einen geeigneten Ort für einen kollektiven Auseinandersetzungsprozess zu den Fragen, wann Antisemitismus und Rassismus beginnen, wie wir diese als solche deuten und entkräften können. Und würde ich dies an diesem Ort versuchen – ich würde mich dabei nur weiter in dem derzeitigen Spiel um Deutungshoheiten verfangen. Deutungshoheiten darüber, wer entlang welcher **Positionierungen** und Verletzungen nun mehr oder weniger legitimiert ist, Erzählungen und Bilder als (nicht) antisemitisch bzw. rassistisch zu bezeichnen.

Aus dem Grund richte ich meine Mail nicht an die Menschen auf dem Verteiler, die jene antisemitischen Erzählungen reproduzieren, welche hier immer wieder und gegenwärtig unter dem Vorwand einer kritischen Auseinandersetzung mit NGOs zu lesen sind. Meine Mail richte ich nicht an die Menschen, die jene antisemitischen Erzählungen und Diffamierungen nicht als solche deuten möchten oder diese sogar bekräftigen. Meine Mail richte ich auch nicht an die Menschen auf dem Verteiler, die andere Menschen [...] auf eine derart unsägliche Weise beschimpfen, wie sie es wahrscheinlich nie tun würden, säßen sie ihnen direkt gegenüber.

Meine Mail richte ich an die Menschen auf dem Verteiler, die darauf aufmerksam gemacht haben, dass in einer wissenschaftlichen Studie rassismuskritisches Wissen von Schwarzen Menschen, People of Color und Migrant*innen de-thematisiert wird. Und meine Mail richte ich an die Menschen auf dem Verteiler, die die hier reproduzierten antisemitischen Bilder und Verschwörungserzählungen immer wieder klar benennen und in den vergangenen Tagen klar benannt haben.

Mit dieser Mail zeige ich mich solidarisch mit euch, mit denjenigen Menschen, die seit Jahren, Jahrzehnten zu den (historischen) Unterschieden, Verschränkungen und Wechselwirkungen von Rassismus und Antisemitismus politisch und aktivistisch arbeiten. Menschen, die erkannt haben, dass in einer weiß-christlichen Dominanzgesellschaft Schwarze Menschen, People of Color und Juden_Jüdinnen immer schon in die Position der "Anderen" verwiesen wurden, marginalisiert wurden und werden. Die wissen, dass wir strukturelle Macht- und Herrschaftsverhältnisse nur dann verändern, verschieben, aushebeln können, wenn wir uns verbünden. Die seit Jahren und Jahrzehnten selbstkritisch fragen: Wie können wir Kämpfe von antisemitismus- und rassismuserfahrenen Communities verbinden – trotz und mit all unseren Unterschieden, mit unseren unterschiedlichen Verletzungen, Verletzbarkeiten, mit unseren Widersprüchlichkeiten? Wie können wir uns desintegrieren, wie es die Herausgeber*innen der Zeitschrift Jalta* formulieren, wie können wir uns aus dem dominanzkulturellen Theater lösen, in dem wir die Rolle zugewiesen bekommen, Hierarchien der Unterdrückung untereinander zu errichten, uns gegeneinander auszuspielen, uns zu vereinzeln? Ein Theater, bei dem sich die weiße Mehrheitsgesellschaft erst vergnügt die Hände reiben, und diese dann von ihren eigenen Antisemitismen und Rassismen rein waschen kann.

Ich möchte mich mit dieser Mail solidarisch mit den Menschen, Gruppen, Vereinen und Selbstorganisationen – auf diesem Verteiler und anderswo – zeigen, die seit Jahren und Jahrzehnten beweisen, dass es möglich ist, Kämpfe, Widerstandspraktiken und Visionen von antisemitismus- und rassismuserfahrenen Communities zu verbinden; trotz und mit all unseren unterschiedlichen gelebten Erfahrungen. Menschen, die wissen, dass wir uns dafür konstant selbstkritisch mit unseren eigenen verinnerlichten Antisemitismen und Rassismen auseinandersetzen müssen, mit unseren antisemitischen und rassistischen Wahrnehmungs- und Deutungsbrillen. Da wir alle, jede Person, jede (Selbst-)Organisation, jede Stiftung, jede Institution, jeder Verein, in dieser Gesellschaft verstrickt sind in rassistische und antisemitische Machtverhältnisse. Ob wir wollen oder nicht.

Ich teile die Visionen, die die Autor*innen in dem Text „Realgedankliche Utopien“ 2018 im Missy Magazin formuliert haben: „In meiner Utopie wird gegen Antisemitismus nicht rassistisch und gegen Rassismus nicht antisemitisch argumentiert, sondern Kämpfe gegen Antisemitismus sind rassismuskritisch und Kämpfe gegen Rassismus sind antisemitismuskritisch.“ Ich teile vor allem ihre Visionen, dass wir mehr Bündnisräume brauchen. Mehr Räume für „heilenden Widerstand und widerständige Heilung...“**. Mir macht es Mut zu wissen, dass wir Vorbilder haben, von denen wir lernen können, Bündnisräume zu gestalten, um uns auf kollektive Auseinandersetzungsprozesse einzulassen. Um unser Wissen, unsere Geschichte(n), unsere eigensinnigen Erfahrungen zu teilen, um Ambivalenzen und Widersprüche auszuhalten. Mir macht es Mut zu wissen, dass wir viele sind, die jene Visionen teilen – auf diesem Verteiler und anderswo.

Kiana

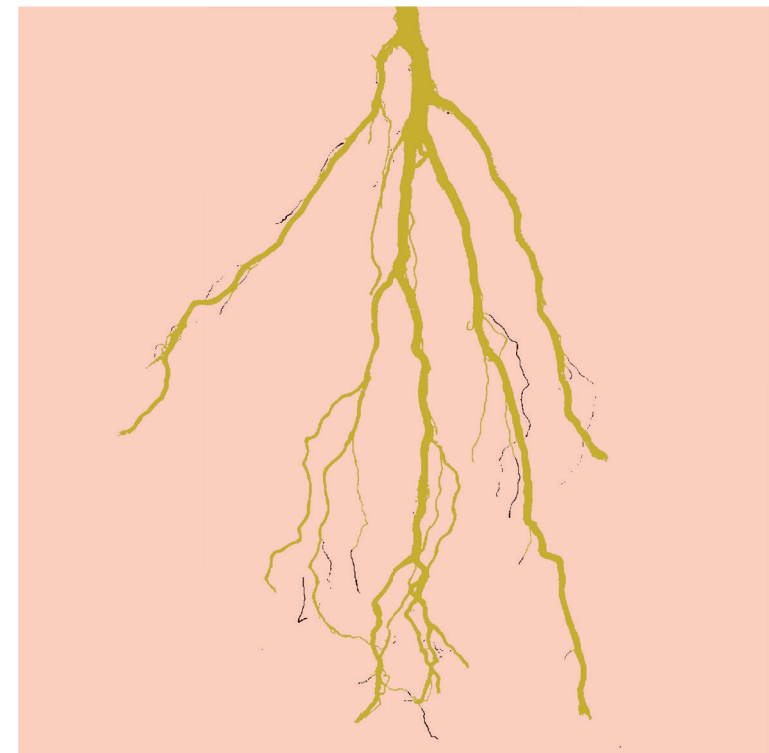
*Micha Brumlik/Marina Chernivsky/Max Czollek/Hannah Peaceman/Anna Schapiro/Lea Wohl von Haselberg (Hrsg.) (2017): Jalta. Positionen zur jüdischen Gegenwart, Ausgabe 2: Desintegration.

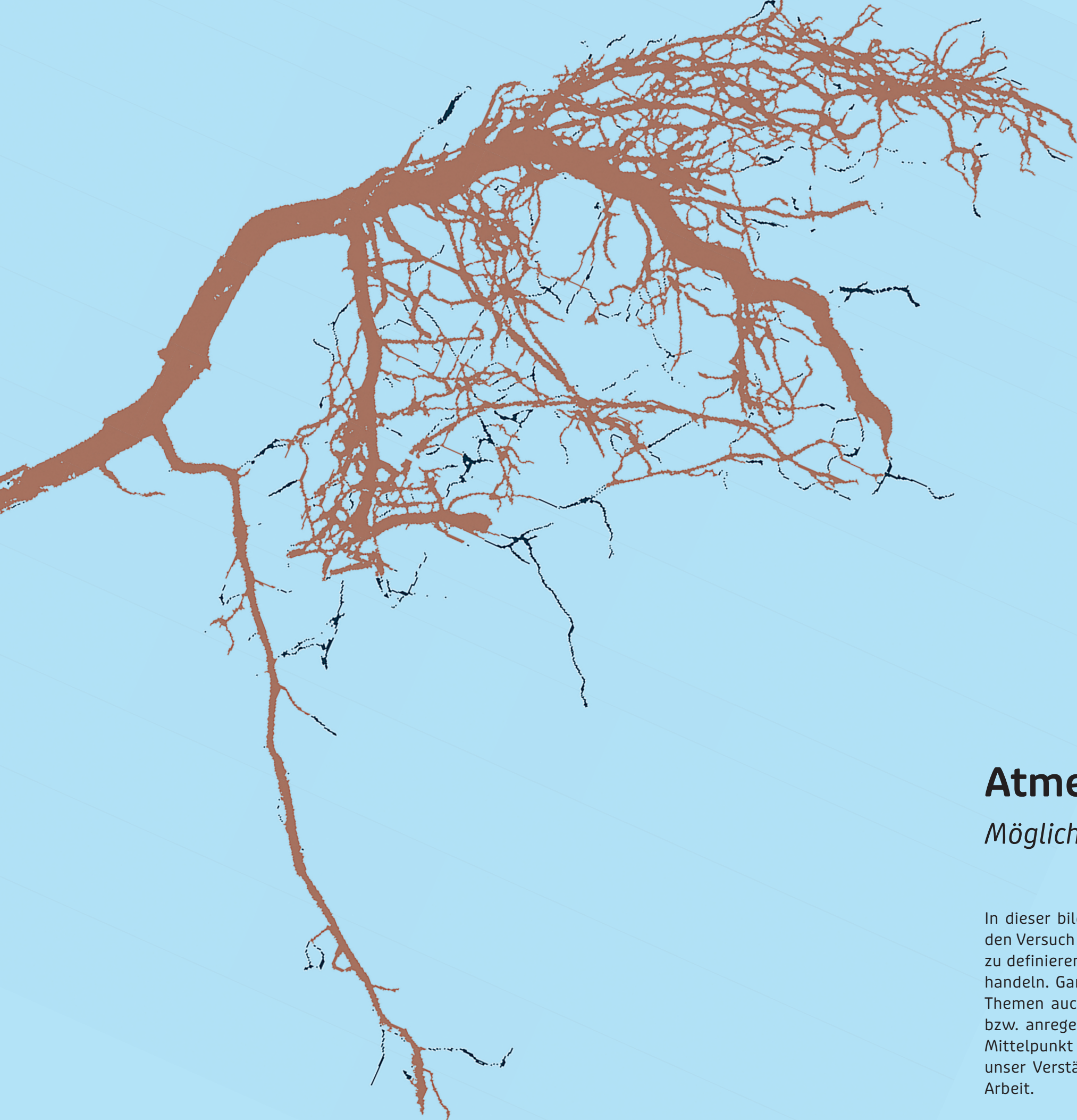
** Miriam Burzlaff und Pasquale Virgine Rotter (2018): „Realgedankliche Utopien – Utopische Realgedanken“, online verfügbar: <https://missy-magazine.de/blog/2018/04/12/realgedankliche-utopien/>

Der Text ist inhaltlich unverändert, lediglich Namen von Menschen und Organisationen wurden aus Datenschutzgründen gelöscht.

„Immer, wo es Gewalt gab, gab es auch Widerstand. Und ich finde dieser Widerstand, der muss (in der Bildungsarbeit) stärker betont werden. Aus der Perspektive des Widerstands können und sollten Wissensbestände irritiert werden.“

Megha Kono-Patel beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020





Atmen-Fühlen-Denken-Handeln

Mögliche Dimensionen einer machtkritischen Praxis

In dieser bildhaften Darstellung haben wir, das Team vom projekt.kollektiv, 2021 den Versuch unternommen, Dimensionen **machtkritischen** Handelns abzubilden und zu definieren. Wir arbeiteten ausgehend von dem Vierklang atmen-fühlen-denken-handeln. Ganzheitliche Praxen und Ansätze der Bildungsarbeit, die Menschen und Themen auch über bspw. sinnliches Erleben adressieren und Lernen ermöglichen bzw. anregen, das auch über das rein Intellektuelle hinausgeht, sollen so in den Mittelpunkt gerückt werden. Gleichzeitig ist dieser Vierklang auch grundlegend für unser Verständnis von Rassismuskritik und rassismuskritischer Praxis und unsere Arbeit.

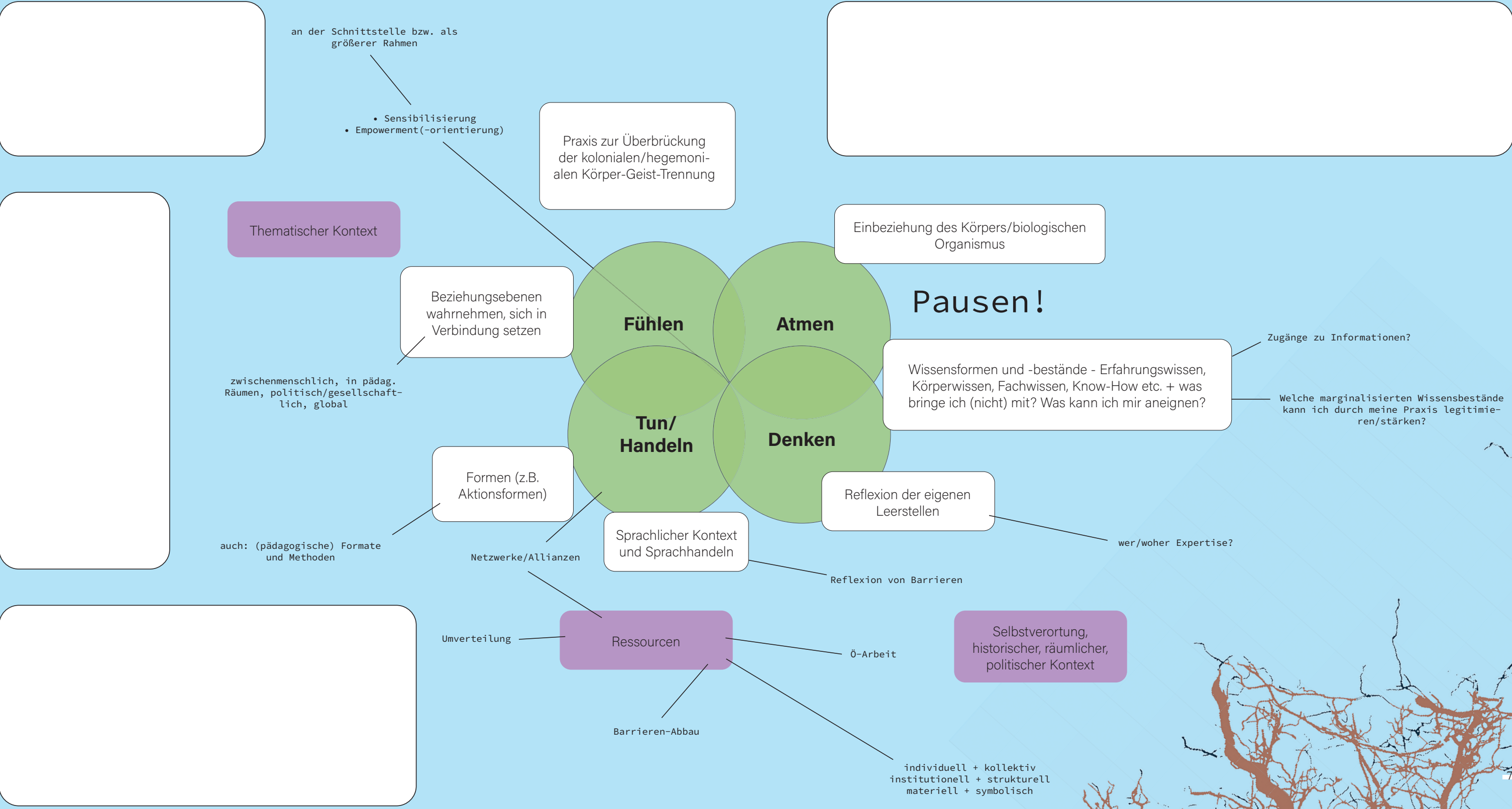
Dimensionen rassismus- und diskriminierungskritischen Handelns

- zur Reflexion der eigenen Positionierung + zur Eröffnung von Handlungsperspektiven -

Diese Darstellung haben wir als work in progress markiert, da sie nicht als abgeschlossen sondern als prozesshaft zu verstehen ist. Viele der dargestellten Ideen sind Gegenstand gesellschaftlicher und fachlicher Auseinandersetzung und die Konkretisierung ist stets kontextabhängig.

In den freien Feldern könnt ihr eure Ideen, Gedanken oder Fragen ergänzen und die Reflexion weiterführen - was geht euch durch Kopf und Körper? Was darf hier nicht fehlen? Woran möchtet ihr arbeiten?

work in progress



Teil II

Dokumentation: Das projekt.kollektiv in der Praxis





Die rassismuskritische Brille mitnehmen

*Ein Gespräch zwischen Kolja Koch
(Projektreferent von 2017 bis 2020)
und seiner Nachfolgerin Isabell May
(Projektreferentin seit 2021)*

Isabell: Hallo Kolja, danke, dass du dich an diesem gemeinsamen Rück- und Ausblick beteiligst! Es wäre schön, wenn du zu Anfang etwas zur Entstehungsgeschichte des Projekts erzählen könntest. Aber auch, wie du persönlich dort gelandet bist – was war dein Zugang zum Projekt, wie ist es dazu gekommen?

Kolja Koch: Ich habe im Spätsommer 2017 beim projekt.kollektiv angefangen und es im ersten Projektjahr übernommen, nachdem es wenige Monate von einer Vorgängerin bearbeitet worden war. Da kannte ich IDA-NRW schon von Veröffentlichungen, Texten usw. Mir ging es zu dem Zeitpunkt darum zu schauen: Wo steht das Projekt gerade? Aus meiner Sicht stand es noch ganz am Anfang. Es war bereits eine Fachtagung für Oktober geplant worden und das war dann auch das Erste, auf das ich hingearbeitet habe. Zu den Rahmenbedingungen würde ich sagen, dass es im Projekt anfangs relativ hohen Druck gab, viel Output zu produzieren – auch im Hinblick auf das bereits nahende Ende des ersten Projektjahres. Die jährliche Förderung stellt eine große Herausforderung dar, denn da muss man immer schauen: Was schafft man in diesem Jahr noch, und was ist erst im nächsten Jahr möglich. Insgesamt fand ich die Konstellation deshalb nicht ganz glücklich.

Isabell: Was meinst du damit, wenn du sagst, dass die Konstellation nicht so glücklich war?

Kolja Koch: Ein Projekt alleinverantwortlich umzusetzen finde ich grundsätzlich nicht ideal. So ein Projekt sollte möglichst immer im Team umgesetzt werden, insbesondere wenn es sich um rassismuskritische Bildungsarbeit handelt und vor allem, wenn – wie in diesem Fall – ein *weiß* positionierter Cis-Mann ein solches Projekt allein umsetzen soll, bei dem es um geflüchtete Menschen in Deutschland geht. Für mich war von Anfang an klar, dass das ein Spannungsfeld ist und dass die Arbeit teilweise auch „heiße Themen“ berührt. Ich musste da für mich auch erstmal schauen, wie das in der Projektarbeit aussieht, und was sich daran ggf. ändern lässt.

Isabell: Vielleicht kannst du nochmal was dazu sagen, wo das Projekt angesiedelt ist, mit welcher Struktur, und ob das für dich bedeutet hat, bestimmte Vorgaben zu beachten?

Kolja Koch: Das Projekt wird durch einen Sondertopf, der nach dem „Sommer der Migration“ von der Landesregierung ins Leben gerufen worden war, gefördert. Aus dem Topf wurden und werden viele Fachstellen und Träger der Jugendarbeit gefördert, mit dem Fokus auf Geflüchtetenarbeit. Das war auch ein Fokus dieses Projekts, wie es auch im ursprünglichen Projekttitel („Jugendbildungsarbeit für und mit jungen Geflüchteten aus rassismuskritischer Perspektive“) formuliert worden war. Wenn ich es damals hätte entscheiden können, hätte ich von Beginn an einen Titel gewählt, der junge geflüchtete

Menschen weniger als besondere Zielgruppe und sie selbstverständlicher als Akteur*innen in der Jugendarbeit mitdenkt. Ich denke es ist sehr wichtig, dass dieser Bereich gefördert wird und spezifische Bedarfe gedeckt werden, aber im Hinblick auf rassismuskritische Bildungsarbeit ist eine so enge Fokussierung nicht unproblematisch. Insgesamt bot das Projekt für mich aber viel Gestaltungsspielraum und ich hatte die Möglichkeit, in Zusammenarbeit mit meinen Kolleg*innen bei IDA-NRW zu schauen: Was machen wir eigentlich genau unter dem Label?

Isabell: Und wofür hast du dich dann entschieden? Was hast du in den Fokus gerückt und warum?

Kolja Koch: Zum einen stand die bereits geplante Fachtagung im Raum und die damit verbundene Herausforderung, die deutsche Mehrheitsgesellschaft und insbesondere die Jugend- und Sozialarbeit für das Thema Rassismus im Kontext Migration und Flucht zu sensibilisieren. Das waren Nachwirkungen von 2015. Der Gedanke vieler war: „Wir haben hier jetzt viele junge geflüchtete Menschen. Wir müssen etwas tun.“ Da hat sich der Fokus heute auch verändert. In der Bildungsarbeit zum Thema wurde der Paternalismus in der Geflüchtetenarbeit sehr sichtbar. Ein Schwerpunkt lag also in der Aufklärung zu Rassismus und einer Sensibilisierung von Fachkräften im Kontext Migration und Flucht. Ein mir wichtiges Anliegen war, dass möglichst wenig *über* Geflüchtete geredet wird und dass junge geflüchtete Menschen, die selbst aktiv sind und wichtige Arbeit leisten, selbst zu Wort kommen und dass wir mit

dem Projekt dafür entsprechende Möglichkeiten schaffen. Wir haben im ersten Jahr auch noch kurzfristig eine Vernetzungsveranstaltung organisiert und insgesamt viel Vernetzung vorangetrieben, bspw. mit Aktiven von „Jugendliche ohne Grenzen“, von der BUNDjugend NRW und mit Multiplikator*innen mit Fluchterfahrungen, die damals teilweise noch nicht so sichtbar waren. Die Sichtbarkeit haben sie sich selbst erkämpft, aber es war unser Ziel, sie aus dem Projekt heraus zu unterstützen und Räume für die Vernetzung und Austausch zu schaffen.

Isabell: Das heißt, du hast auch zwei sehr unterschiedliche sogenannte Zielgruppen in den Blick genommen... Eben hast du gesagt, dass die Ausgangslage 2017 auch von gesellschaftlichen Spannungen geprägt war. Hat das deine Arbeit beeinflusst?

Kolja Koch: 2017 war das Jahr, in dem die AfD erstmals in den Bundestag eingezogen ist. Es war ein Jahr, das ganz klar von gesellschaftlichen Polarisierungen beherrscht war. Der Titel der Fachtagung hat das auch widerspiegelt: „Zwischen Willkommenskultur und Abschiebungsbescheid“. Da standen (und stehen) auf der einen Seite eine große Zahl freiwilliger „Helfer*innen“, die sich engagieren und es zu großen Teilen auch gut meinen – das prägte ja damals auch medial das Selbstbild der Gesellschaft. Gleichzeitig gab es eine aufkommende reaktionäre Bewegung und klare Bestrebungen, die Migrationsgesetze zu verschärfen.

Zu den Bildungsangeboten kamen v.a. wohlmeinende Menschen, die sich in der so genannten „Flüchtlingskrise“ als „Helfer*innen“ verstanden haben. In dieser „helfenden“ Haltung stecken häufig auch Paternalismus und Rassismus, aber zumindest standen sie den Menschen, die nach Deutschland kamen, nicht pauschal ablehnend gegenüber.

Isabell: Hast du denn in Bezug auf rassismuskritische Ansätze Offenheit erlebt bei den Personen, die sich selbst eher als Helfer*innen beschrieben haben?

Kolja Koch: Ja, teilweise schon. Viele Teilnehmer*innen der Seminare wollten sich nicht absprechen lassen, dass sie aus ihrer Perspektive etwas Gutes tun – was ich durchaus nachvollziehen kann. Teilweise resultierte diese Haltung auch in starker Abwehr, wenn es um Impulse zur kritischen Selbstreflexion für die Themen Rassismus und Paternalismus ging. Aber es gab auch viele Menschen, bei denen durch die Bildungsarbeit etwas angestoßen wurde und die auch zurückgemeldet haben, dass in ihren Köpfen viel passiert ist.

Isabell: Wie ist es dann weitergegangen mit dem Projekt? Auch inhaltlich?

Kolja Koch: Als die Zusage zur Förderung für ein weiteres Jahr einging, konnten wir etwas langfristiger und strategischer planen. Wir haben mit dem Projekt weitere Vernetzungstreffen organisiert.



Der Höhepunkt im zweiten Projektjahr war aus meiner Sicht eine Zukunftswerkstatt, zu der wir junge Multiplikator*innen und vor allem solche mit Flucht- oder Rassismuserfahrungen eingeladen haben. Wir wollten hören, was ihre Bedarfe sind und was sie sich wünschen, um das Projekt entsprechend stärker danach auszurichten. Im zweiten Projektjahr habe ich viele Workshops und Seminare umgesetzt, gemeinsam mit externen Referent*innen, da ich zu diesem Zeitpunkt noch alleinverantwortlich im Projekt gearbeitet hatte. Ich habe mit Menschen zusammengearbeitet, die Expertisen und Erfahrungen mitbringen, die ich selbst nicht habe. Ich tue mich sehr schwer damit, aus einer nicht-betroffenen Perspektive stundenlang als (alleiniger) „Experte“ über Rassismus zu sprechen. Deshalb habe ich die Seminare gemeinsam mit Bildungsarbeiter*innen of Color geplant und durchgeführt.

Darüber hinaus haben wir den Ansatz intensiviert, junge Multiplikator*innen zusammenzubringen, Räume anzubieten und sie zu stärken. Dafür war die Zukunftswerkstatt ein wichtiges Ereignis, weil da Wünsche und Bedarfe klar hervortraten. Es wurde deutlich, dass viele der jungen Multiplikator*innen tiefer in die Bildungsarbeit einsteigen wollten und ein großes Interesse an Querschnittsthemen zu Rassismus hatten. Dadurch entstand dann die Idee, im dritten Projektjahr eine Qualifizierungsreihe zu starten.¹

Isabell: Meine Erfahrung ist, was die Sensibilisierungsarbeit angeht, dass man dafür gar nicht so viel tun muss,

das kommt einfach auf uns zu. Da muss man im Zweifel eher Anfragen ablehnen, weil es so viele sind. Ich stelle es mir da schwieriger vor, die Multiplikator*innen zu erreichen. Wie seid ihr in Kontakt gekommen?

Kolja Koch: In der Anfangszeit des Projekts war ich auf sehr vielen Vernetzungstreffen und Fachtagungen und habe dort einige Menschen getroffen und kennengelernt, z.B. Avin Mahmoud von „Jugendliche ohne Grenzen“, mit der wir später viel zusammengearbeitet haben. Viele junge Menschen waren und sind bereits in der Landschaft der Jugend- und Bildungsarbeit, sie werden allerdings häufig zu wenig gesehen und bekommen nicht genug Anerkennung. Auf einige Menschen bin ich zugegangen und die kannten dann oft auch andere Aktive, so dass die Kontakte weitergetragen wurden. Wir haben die Veranstaltungen des Projekts natürlich auch öffentlich ausgeschrieben und versucht, die Social-Media-Präsenz zielgruppengerecht zu gestalten. Auf die Zukunftswerkstatt sind z.B. einige über Facebook gestoßen, weil es dort von Aktiven der BUNDjugend geteilt wurde.

Isabell: Das heißt, Vernetzung war das A und O an der Stelle?

Kolja Koch: Genau. Die Rückmeldungen bei den Vernetzungsveranstaltungen und der Zukunftswerkstatt haben uns gezeigt, dass die jungen Multiplikator*innen das Gefühl hatten, dass wir ernsthaft an ihren Perspektiven interessiert sind und dass wir sie nicht als Feigenblatt dazu geholt haben.



Wir haben sie auch für Fachtage, Workshops und Seminare als Expert*innen eingeladen und sie bspw. bei externen Anfragen vorgeschlagen, wenn nach entsprechender Expertise gesucht wurde. In der Vernetzungsarbeit war es uns insgesamt wichtig, eine wirklich anerkennende Haltung ihnen gegenüber zu etablieren.

Isabell: Wenn ich darauf zurückschaue, da stand die Multiplikator*innenfortbildung schon im Zentrum. Das ist auch ein konsequenter, logischer Schritt gewesen.

Kolja Koch: Ja. Am Ende des Projektjahres haben wir die Beteiligten aus der Zukunftswerkstatt nochmal eingeladen. Die Menschen, die da besonders aktiv waren und Zeit hatten sich einzubringen, waren auch an der Planung der Fortbildung beteiligt. Wir waren da acht, neun Leute und haben auch großartige Kooperationspartner*innen mit ins Boot geholt. Bei der Planung stand immer im Fokus, was die Bedarfe und die Interessen sind. Das war auch Aushandlungssache, denn natürlich hatten nicht alle dieselben Vorstellungen. Wir haben eingebracht, was uns aus unserer Projekt- bzw. Fachstellenperspektive wichtig ist und welche pädagogischen Ziele wir verfolgen. Wir mussten da auch Priorisierungen vornehmen, aber wir haben versucht es auszuhandeln und nicht einfach festzulegen.

Isabell: Zu dem Zeitpunkt warst du auch noch allein als Projektreferent?

Kolja Koch: Im zweiten Jahr (2018) war ich noch allein und dann kam

Cecil dazu. Das war eine wichtige Veränderung für die Entwicklung des Projekts. Wie gesagt war mir von Anfang an klar, dass ich das Projekt ungern langfristig alleinverantwortlich umsetzen möchte. Gemeinsam mit Karima Benbrahim (Leitung IDA-NRW) habe ich deshalb intern und extern darauf hingearbeitet, dass eine Veränderung herbeigeführt wird. Letztlich haben wir eine Aufstockung erhalten und ich habe meinen Stellenumfang reduziert, so dass wir zu zweit im Projekt arbeiten konnten.

Isabell: Du hattest eben gesagt, dass es auch Abwägungs- bzw. Aushandlungssache war, welche Bedarfe und Perspektiven inhaltlich mit einfließen sollten oder konnten. Mit Cecil ist dann auch eine weitere Perspektive ins engere Projektteam gekommen. Woran habt ihr euch orientiert? Wie konntet ihr pädagogisch wie politisch eine Richtung festlegen?

Kolja Koch: Für den Prozess ist es wichtig zu erwähnen, dass ich Cecil bereits im zweiten Projektjahr kennengelernt hatte. Sie hat gemeinsam mit mir die Zukunftswerkstatt moderiert, es gab also bereits vorher eine intensive Zusammenarbeit. Wir haben schon im Rahmen der Zukunftswerkstatt gemeinsam darauf geguckt, welche Bedarfe da sind. Natürlich war es dann eine Umstellung in der Projektarbeit. Wir haben viel Zeit und Energie in den Austausch unserer Perspektiven gesteckt. In der Bildungsarbeit ist es generell wichtig, gemeinsam zu reflektieren und sich über die Perspektiven auszutauschen, über die Dinge, die man sieht oder auch nicht sieht.

¹ Ein Interview mit Teilnehmer*innen der Qualifizierungsreihe findet sich auf S. 88 dieser Broschüre.

Für mich war es sehr wichtig, dass eine Person of Color mit mir die rassismuskritische Projektarbeit gestaltet und wir dabei auch offen reflektieren, dass wir aus verschiedenen Perspektiven arbeiten.

In der konkreten Planung stand zunächst vor allem die Frage im Raum, welche Querschnittsthemen wir in die Qualifizierungsreihe einbringen und wie viel Platz welches Thema bekommt.

Isabell: Von außen war sehr klar eure Entscheidung erkennbar, eine intersektionale Perspektive einzunehmen.

Kolja Koch: Für Cecil und mich war klar, dass Rassismus die Schnittstelle unserer Arbeit bildet und dass wir bei den Querschnittsthemen den rassismuskritischen Blick mit einfließen lassen: Wo sind da Schwierigkeiten? Wo gibt es vielleicht Widersprüche und Fallstricke?

Isabell: Hast du dafür vielleicht ein Beispiel?

Kolja Koch: Zum Beispiel beim Thema Antisemitismus. Ein Thema, bei dem vermeintlich alle in Deutschland sagen: „Wir sind gegen Antisemitismus!“ und die Frage im Raum steht, wie ernst das wirklich gemeint ist bzw. was damit eigentlich gemeint ist. Antisemitismus wird in einem aktuell vorherrschenden Narrativ zum Problem der „Anderen“ gemacht und es wird mit dem Finger auf migrantische Communities

gezeigt – und das in Deutschland mit seiner erschreckenden Geschichte und Kontinuität des Antisemitismus. Gleichzeitig können wir aber auch Antisemitismus nicht nicht thematisieren, wenn er in Kontexten bzw. von Menschen geäußert wird, die von Rassismus betroffen sind. Da gibt es Spannungsfelder, die adressiert werden müssen. Und auch in der Bildungsarbeit gibt es da heruntergebrochen zwei Fraktionen: Eine, die sich sehr stark auf Rassismuskritik fokussiert. Da geht es teilweise dann auch um Antisemitismus, aber er wird in seinen spezifischen Merkmalen nicht immer wahr- bzw. ernstgenommen. Und auf der anderen Seite gibt es Menschen und Gruppen, die sich auf Antisemitismuskritik fokussieren, und die teilweise eine rassismuskritische Perspektive vernachlässigen. In der Bildungsarbeit sollten wir uns fragen, wie sich beide Perspektiven unter einen Hut bringen lassen.²

Isabell: Und das siehst du zukunftsgerichtet als ein wichtiges Handlungsfeld an?

Kolja Koch: Es ist ein spezifisches Thema. Aber auch wenn wir z.B. über Sexismus und LSBTIAQ* sprechen, besteht häufig die Gefahr, dass ein unreflektiertes Sprechen über diese Themen eine rassistische Konnotation hat und so Wasser auf die Mühlen derjenigen ist, die gerne mehr abschieben wollen und für ihre implizite „Ausländer raus“-Haltung eine Rechtfertigung finden.



Isabell: Du meinst das Ausspielen unterschiedlicher Unterdrückungsverhältnisse, auch als rechte Strategie... Ist für dich also Auftrag der Bildungsarbeit, konsequent eine intersektionale Perspektive einzunehmen und die rassismuskritische Perspektive konstant beizubehalten?

Kolja Koch: Ich denke, dass aus einer intersektionalen Perspektive eigentlich kein Thema alle anderen massiv überlagern sollte. Rassismuskritik ist der Schwerpunkt von IDA-NRW. Das kann bei anderen Fachstellen mit anderen Schwerpunkten anders aussehen, dort geht es dann darum, die rassismuskritische Brille mitzunehmen. Und wenn Rassismuskritik der Auftrag ist, dann muss das auch großgeschrieben werden. Das Ziel von intersektional ausgerichteter Bildungsarbeit sollte auf jeden Fall sein, dass die Beteiligten die verschiedenen Machtverhältnisse und ihre Verschränkungen auf dem Schirm haben.

Isabell: Da ist mein erster Impuls, dass wir ja auch andere Fachstellen anfragen oder auch von ihnen angefragt werden, und dass es da oft längere Prozesse bräuchte, als die Projektarbeit das so erlaubt. Manchmal werden wir für eintägige Formate angefragt, bei denen ich denke: Das passt niemals in einen einzelnen Tag.

Kolja Koch: Ja, das ist ein grundsätzliches Problem. Du arbeitest jetzt in einer Projektstelle, die landesweit in NRW agiert. Und es ist klar, dass die Arbeit mit der vorgesehenen Mitarbeiter*innenanzahl und jährlicher Finanzierung nicht

wirklich über den Charakter eines Modellprojekts hinaus gehen kann, dass wir also nicht das ganze Land NRW mit unseren Angeboten abdecken und „rassismuskritisch versorgen“ können. Deshalb muss es auch darum gehen, Multiplikator*innen zu erreichen, damit die Themen weitergetragen werden können. Die Fachstelle und das Projekt können da Impulse geben. Die Themen sind aber eigentlich zu groß und zu tief, als dass sie durch eine Projektstelle hinreichend abgedeckt werden könnten, zumal es wenig langfristige Planungssicherheit gibt.

Isabell: Also nicht nur die Förderungsart, sondern auch die personelle Ausstattung muss man sich vor Augen führen. Du warst am Anfang allein im Projekt und dann gemeinsam mit Cecil. Als nächstes kam ja dann auch Cuso dazu – und außerdem dominierten die Pandemie und ihre Effekte das Jahr 2020... Was hat sich dadurch verändert? Worauf habt ihr den Fokus gelegt?

Kolja Koch: Da hat sich auf jeden Fall viel verändert. Ich hatte ja gerade schon gesagt, dass ich für die Projektarbeit die Arbeit im Team sehr wichtig finde. Zu zweit ist man aber eher noch ein Duo. Deshalb war es eine tolle Entwicklung, da zu dritt zu sitzen und sich aufeinander beziehen zu können. Cuso hatten wir bei der Multiplikator*innenschulung kennengelernt. Ich hatte das Gefühl, dass das sehr gut passt und dass wir drei uns in unseren Perspektiven gut ergänzen. Es war aber auch das Jahr, in dem Corona dazwischenkam und da ich das erste Mal in Elternzeit gegangen bin, war das Projektjahr für mich persönlich ziemlich zerfleddert.

² Kolja Koch empfahl an dieser Stelle einen Artikel von Astrid Messerschmidt, in dem es um die Schwierigkeit geht, Antisemitismus im Kontext von (rassismuskritischer) Bildungsarbeit in der Migrationsgesellschaft zu thematisieren. Der Artikel erschien im Überblick (4/2017), S. 3-6 und ist hier verfügbar: https://www.ida-nrw.de/fileadmin/user_upload/ueberblick/UEberblick_042017_gesamt.pdf

Corona hat der Art und Weise, wie wir vorher hauptsächlich gearbeitet hatten – also der „analogen“ Bildungsarbeit in Seminarräumen und Bildungsstätten – einen Strich durch die Rechnung gemacht. Das fand ich sehr schade, aber ich denke, dass wir das Beste aus den Umständen gemacht haben. Wir haben versucht, mit Onlineformaten digitale Räume für die Thematisierung von Bedarfen und für den Austausch zu schaffen und darüber zu sprechen, was die mit der Pandemie verbundenen Entwicklungen und Zustände aus einer rassismuskritischen Perspektive bedeuten, auch für die Jugendarbeit.

Isabell: Ich würde gegen Ende gerne zum einen schauen, ob du in der rassismuskritischen Arbeit im Kontext von Flucht Besonderheiten siehst? Und zum anderen sieht es ja so aus, als sei das Jahr 2022 aufgrund des Auslaufens des Fördertopfes das letzte Projektjahr. Siehst du da aktuelle oder zukünftige wichtige Tätigkeitsfelder? Hast du Visionen oder Ideen?

Kolja Koch: Zum ersten Teil der Frage würde ich selbstkritisch anmerken, dass das Thema Flucht im Projekt teilweise vielleicht zu sehr in den Hintergrund gerückt ist. Wir haben uns bewusst davon abgegrenzt, Geflüchtete ständig als eine besondere Zielgruppe zu behandeln. Es war uns wichtig, diese Logik aufzubrechen und zu sagen: Es geht um Rassismuskritik, und da geht es um viel mehr! Da müssen wir auch die Perspektiven von Menschen berücksichtigen, die in Deutschland geboren sind und Rassismuserfahrungen machen, oder von Menschen, die eine ältere

Migrationsgeschichte haben. Man kann das beim Thema Flucht und Rassismus nicht völlig getrennt voneinander behandeln, sondern muss auch Verbindungen herstellen.

Deshalb war es uns wichtig, nicht immer nur immer nur die besonderen Bedarfe von geflüchteten Menschen zu betonen, sondern das Thema zu öffnen und zu sagen: Wir machen nicht nur ein Projekt für junge geflüchtete Menschen, sondern es geht uns um Rassismuskritik im Kontext von Migration und Flucht. Gleichzeitig gab es in der Projektarbeit auch ein, zwei Momente, in denen wir das Gefühl hatten, fluchtbezogene Themen und die spezifischen Perspektiven junger geflüchteter Menschen tendenziell vernachlässigt zu haben – also inwiefern geflüchtete Menschen in Deutschland spezifisch und stärker ausgegrenzt werden. Das ist ein Spannungsfeld, das ihr sicherlich auch wahrnehmt, und bei dem ich mit Blick auf die letzten Monate sagen würde, da müsstet ihr gerade jetzt nochmal stärker draufgucken, z. B. im Zusammenhang mit Afghanistan: Es ist wichtig zu betonen, was eine restriktive Migrationspolitik und Geflüchtetenpolitik in der Konsequenz für die betroffenen Menschen bedeutet: Junge Menschen in Geflüchtetenunterkünften, junge Menschen, die die Jugendarbeit in Zeiten von Corona vielleicht nicht erreicht, weil die (digitale) Ausstattung fehlt, also letztlich, weil die materiellen Voraussetzungen fehlen. Die Besonderheiten von Menschen mit Fluchterfahrung und dem rechtlichen Status „Flüchtling“ sollten nicht aus dem Blick geraten.



Isabell: Die Arbeit ist ja auch strukturell eingebettet und das Auslaufen des Fördertopfes könnte man jetzt auch so interpretieren, dass Gelder im Bereich Flucht vermeintlich nicht mehr so gebraucht werden...

Kolja Koch: Das ist auch eine paradoxe Situation: Es gibt einen Fördertopf, der nach 2015 auf eine besondere politische Lage reagiert hat und die Entscheidungsträger*innen konnten einerseits sagen: „Hier, wir machen ganz tolle Angebote“, während zur gleichen Zeit wesentliche Verschärfungen in der Migrationspolitik beschlossen wurden, durch die das Thema Flucht nun vermeintlich weniger wichtig erscheint.

Aber Fluchtmigration findet natürlich weiterhin statt, junge Menschen kommen an und werden Teil dieser Gesellschaft. Natürlich sollte rassismuskritische Bildungsarbeit im Kontext Flucht deshalb weiterhin und möglichst noch besser finanziert werden, denn die Themen sind ja nicht plötzlich irrelevant.

Isabell: Gibt es irgendetwas, das du abschließend mitteilen möchtest? In Bezug auf das Projekt oder generell auf die Arbeit in diesem Feld.

Kolja Koch: Ich hoffe sehr, dass ihr es gemeinsam mit der Fachstelle IDA-NRW schafft, über 2021/2022 hinaus an den Themen weiterzuarbeiten. Vielleicht gibt es da andere bzw. neue Fördermöglichkeiten? So oder so wünsche ich mir, dass die Impulse des Projekts in der Landschaft der Jugend- und Bildungsarbeit in Nordrhein-Westfalen präsent bleiben und dass weiterhin rassismuskritische Räume entstehen.

Isabell: Da kann ich mich nur anschließen. Danke, Kolja, für deine Einblicke und Impulse und dass du dir Zeit für dieses Gespräch genommen hast!

Qualifizierungsreihe „Multiplikator*innen der rassismuskritischen Jugend(bildungs-)arbeit im Kontext Migration und Flucht“



Die Qualifizierungsreihe des projekt.kollektiv richtete sich an junge Menschen in NRW, die als Multiplikator*innen in der politischen Jugendbildungsarbeit im Themenfeld Migration und Flucht tätig werden wollten. Besonders junge Menschen mit eigenen Rassismuserfahrungen und/oder eigener Fluchtgeschichte sowie junge Menschen, die bereits in queeren und gendersensiblen Kontexten engagiert sind, wurden für die Schulung angesprochen. Die Qualifizierungsreihe umfasste insgesamt zwölf auf vier Module verteilte Seminartage, die jeweils an Wochenenden im Mai, Juli, September und Oktober 2019 durchgeführt wurden. Darüber hinaus wurden im Rahmen der Qualifizierungsreihe ganztägige Vertiefungsworkshops, Einrichtungsbesuche sowie Empowerment- und Reflexionsräume angeboten. Der inhaltliche Fokus der intersektional ausgerichteten Seminarreihe lag auf der intensiven Auseinandersetzung mit rassismuskritischen Perspektiven für die Jugend(bildungs-)arbeit sowie der Bearbeitung relevanter Querschnittsthemen im Kontext Migration und Flucht. Die Teilnehmenden erarbeiteten sich pädagogische und methodische Grundlagenkompetenzen für die rassismuskritisch orientierte Jugend(bildungs-)arbeit in Nordrhein-Westfalen sowie Kenntnisse über deren Strukturen. Die Qualifizierungsreihe wurde in Kooperation mit praxisorientierten Fachstellen, Vereinen und Trägern der Jugendarbeit gestaltet, so dass den künftigen Multiplikator*innen parallel auch Zugänge zu den Strukturen der Jugendarbeit in NRW eröffnet wurden. Die Seminare wurden durch das Team des projekt.kollektiv in Zusammenarbeit mit Fachreferent*innen aus dem Kreis der Kooperationspartner*innen durchgeführt. An der Konzeption beteiligte Kooperationspartner*innen waren: Jugendliche ohne Grenzen NRW, Terno Drom e.V. – Roma-Jugend NRW, Fachstelle Queere Jugend NRW/Projekt „Queere geflüchtete Jugendliche“, LAG Mädchen*arbeit in NRW, LAG Jungenarbeit NRW, ju:an – Praxisstelle Antisemitismus- und rassismuskritische Jugendarbeit der Amadeu Antonio Stiftung, Coach e.V. – Kölner Initiative für Bildung und Integration junger Migranten, Beratungsstelle rubicon e.V. und Sofra Cologne. Die jeweiligen Themenschwerpunkte der vier Module waren Einführung in Rassismuskritik (Inputs von Sanaa Laabich und Merfin Demir, Terno Drom e.V.), Gendersensibilität (Inputs von Jasaman Behrouz, LAG Mädchen*arbeit in NRW, und Jonas Lang, Coach e.V./Fachstelle Jungenarbeit NRW), Queere Perspektiven (Inputs von Imany Maari, Fachstelle Queere Jugend NRW/Projekt „Queere geflüchtete Jugendliche“, und Ibrahim Mokdad, rubicon e.V./Sofra Cologne) und Antisemitismuskritik (Input von Kiana Ghaffarizad, ju:an – Praxisstelle).

Das folgende Interview führte Cuso für das projekt.kollektiv mit Şeyma Özdemir und Yacouba Coulibaly. Alle drei haben 2019 an der Qualifizierungsreihe teilgenommen.

Cuso: An was denkt ihr als erstes, wenn ihr an die Qualifizierungsreihe denkt?

Yacouba Coulibaly: Ja, wenn ich an die Qualreihe denke, dann habe ich sofort Gesichter vor Augen, Begegnungen und Austausch.

Şeyma Özdemir: Ich denke auch viel an Begegnung, aufeinander Zugehen, und es fühlt sich irgendwie ganz warm an, wenn ich daran denke.

Cuso: Hat sich durch die Qualreihe irgendetwas an eurer Arbeit oder an eurem Verhalten, in eurem Arbeitskontext zum Beispiel, geändert?

Şeyma Özdemir: Bei mir ist ganz viel Unterschiedliches passiert. Ich glaube, es war Cecil, die die Frage gestellt hat: „Was ist eigentlich Wissen? Was wird als Wissen geschätzt und gesehen, auch in verschiedenen Kontexten?“. Das schwingt immer mit mir mit und hat bei mir ein ganz anderes Bewusstsein für meine eigenen Erfahrungswerte geschaffen, aber auch für die meiner Ahn*innen. Ich kann jetzt mit einer ganz anderen Selbstverständlichkeit darüber sprechen und auch Raum einnehmen im universitären Kontext, ohne mir absprechen zu lassen, dass das wertvolles Wissen ist, überhaupt, dass es Wissen ist, und nicht nur irgendetwas Erlebtes oder Gefühle, oder wie auch immer es sonst für gewöhnlich etikettiert und abgewertet wird. In aktivistischen Kontexten und in meiner aktivistischen Arbeit bin ich insofern sicherer geworden, weil ich weiß, dass ich wertvolles Wissen besitze. Ich bin sprechfähig geworden, sodass ich Dinge zu benennen in der Lage bin.

Ich fühle mich auch sicherer in der Begegnung mit anderen marginalisierten, rassifizierten Gruppen, weil ich ein Stück weit Wissen mitbringe, zum einen aus der Theorie, zum anderen aber auch, weil ich Erfahrungen in den Begegnungen in unserer Gruppe gesammelt habe. Ich habe das Gefühl, dass ich ein bisschen sensibler und erfahrener geworden bin, und habe daher nicht mehr so große Angst, in irgendwelche Fettnäpfchen zu treten oder große Fehler zu machen. Die Begegnungen und die Gründung von neuen Allianzen finde ich sehr wertvoll, also dass ich weiß: „Hey, wir können möglicherweise andocken.“ Natürlich ist das bei jeder Gruppe ganz anders, es ist jetzt also nicht wie ein Zauberstab, den ich besitze, aber auf jeden Fall fühle ich mich bei neuen Allianzen und Intersektionen sicherer und besser, und ich habe das Gefühl, dass Einiges für mich erst durch die Qualreihe sichtbar wurde. Ich weiß zwar nicht, ob das Sinn ergibt. Durch die Reihe haben sich im Kontext meiner Arbeit auch ganz neue Sachen ergeben. Wir hatten z. B. eine gemeinsame Protestaktion, als bei uns an die Uni eine Person eingeladen worden war, die sowohl antimuslimische als auch queer- und transfeindliche Positionen vertritt. Da war ich mit meinem Wissen aus der Reihe viel stärker unterwegs.

Yacouba Coulibaly: Ich kann mich da anschließen. Ich habe angefangen, Dinge zu sehen und ich konnte sie benennen. Ich hatte teilweise zwei bis drei Stunden lange Diskussionen mit meinem Teamleiter und anderen Studienkolleg*innen darüber, ob es Rassismus gegen Deutsche gibt.

Nein, gegen weiße Deutsche gibt es keinen Rassismus. Die Argumentation fiel mir am Anfang sehr schwer, aber ich habe immer einen Weg gefunden, wie ich besser argumentieren kann, ohne dass bei meinem Gegenüber das Gefühl aufkommt, ich würde ihm Ausschlusserfahrungen absprechen. Ich habe immer versucht klarzumachen, dass es sich vielleicht um Diskriminierung in einer anderen Form handelt, aber dass Rassismus doch viel mehr ist als das. Rassismus liegt ein Konzept zugrunde. Rassismus ist so viel größer, es ist nicht vergleichbar. Wir haben teilweise drei Tage hintereinander diskutiert, und ich habe jetzt das Gefühl, das ist bei meinem Teamleiter auch angekommen. Wenn wir irgendwo gemeinsam auf einem Seminar sind und wenn er sich zu Wort meldet, dann habe ich auch das Gefühl, er sagt jetzt Dinge, die ich auch genau so sagen würde oder fühle. Dann habe ich das Gefühl, dass er auch viel sensibler für das Thema geworden ist, und ich freue mich, dass er es auch so sieht. Ich habe für mich auch mitgenommen, dass man Veränderungen nur durch Austausch erreicht. Es ist nicht immer alles super, aber man sollte immer versuchen, Gespräche so diplomatisch wie möglich zu gestalten, damit man den anderen neu erreichen kann. Das versuche ich. Gleichzeitig lasse ich mir Sachen nicht gefallen.

Einige Dinge habe ich sofort ausprobiert, wie z.B. darauf zu achten, dass ich nicht so viel rede, damit andere Menschen auch Raum haben – gerade wenn eine Person anwesend ist, die sich nicht traut. Oder dass jeder Mensch die eigene Meinung äußern sollte in einem Raum, in dem es wichtig ist, und sich nicht zu schämen braucht.

Şeyma Özdemir: Ich habe auch ganz viel Methodenwissen mitgenommen. Wir hatten da ja darauf auch einen Schwerpunkt gelegt. Auch wie Kolja und Cecil den Raum gestaltet haben, fand ich sehr, sehr gut. Das habe ich zu dem Zeitpunkt vielleicht als selbstverständlich wahrgenommen, aber als ich mich danach in anderen Räumen bewegt habe, habe ich festgestellt: Da fehlt irgendwie sehr viel.

Und weil IDA -NRW sehr bekannt und eine wichtige Instanz ist, macht sich das im Lebenslauf auch gut. Ich habe jetzt zum Beispiel bei der Stadt beim kommunalen Integrationszentrum eine Beschäftigung im Umfang von einigen Stunden bekommen – unter anderem, weil ich die Qualifizierungsreihe durchlaufen habe und das für Expertise spricht.

Cuso: Ja, ich habe ja selbst an der Reihe teilgenommen und habe weder davor noch danach bei einer so krass aufwändigen Bildungsveranstaltung mitgemacht, bei der Menschen so viel Zeit gegeben wurde, um sich kennenzulernen, Regeln zu besprechen und so viele verschiedene Themen zu behandeln. Wie haben die beiden das geschafft?!

Zu Qualimodul 1: Einführung in Rassismuskritik

Yacouba Coulibaly: Ich kam damals ein wenig zu spät dazu und hatte das Gefühl, einen Klassenraum zu betreten, in dem sich alle schon ewig kennen. Dabei hatte ich nur einen Tag verpasst. Ich habe mich gefragt: Was haben diese Menschen denn an diesem einen Tag gemacht, sodass die sich so gut kennengelernt haben?! Das war so krass für mich. Das war für mich ein Zeichen, dass die Gruppe sich aufeinander eingelassen hat, aber auch dass die Referent:innen das sehr, sehr gut konzipiert haben.

Zu Modul 2: Gendersensible Perspektiven

Şeyma Özdemir: Was ich vom zweiten Modul mitgenommen habe, waren die Institutionen und Kontaktadressen, die ich weiterempfehlen konnte und wo ich auch selbst wusste, wen ich ansprechen kann, wenn ich Referent:innen suche. Das ist auch etwas sehr Wichtiges, was ich aus dieser Reihe mitgenommen habe: Ganz viele Kontaktmöglichkeiten, viele Namen.

Ich glaube, ich habe davor noch nie über Männlichkeiten im Plural nachgedacht, oder über hegemoniale Männlichkeiten, und wie das eigentlich ist, wenn man sich männlich, aber nicht *weiß* positioniert. Das war ein großer Aha-Moment für mich zu erfahren, was es bedeutet, rassifiziert und männlich zu sein.

Yacouba Coulibaly: Ich teile das: Die Reflexion, dass auch Männer*-Arbeit oder Jungen*-Arbeit wichtig ist, genauso wie Mädchen*-Arbeit, weil ich erkannt habe, dass es sehr wichtig ist, wie man diese Männlichkeit definiert, und dass ganz viel passieren muss in den Köpfen und in der Gesellschaft.

Zu Modul 3: Queere Perspektiven

Şeyma Özdemir: Wenn ich an Modul drei zurückdenke, dann spüre ich irgendwie schon so ein Grummeln im Bauch. Das war nicht so harmonisch wie am ersten Wochenende. Wir hatten da auch Reibereien. Aber das hat eigentlich nur gezeigt, dass wir dort alle vollkommen präsent sind und dass das für uns eine Herzensangelegenheit ist. Dass da so viel Leidenschaft vorhanden war, die eben auch Differenzen offenlegt und zu Reibereien führen kann.

Yacouba Coulibaly: Ich bin nicht der Experte für Rassismus und Diskriminierung. Und ich verletzte auch Menschen, meistens durch meine Sprache. Bitte sag mir Bescheid, damit ich das korrigieren kann. Ich will das auch annehmen. Ich glaube, wir müssen damit offen umgehen, dass wir auch durch unsere Sprache verletzen können und dass wir nicht das gesamte Wissen über die ganze Bandbreite von Diskriminierung und Rassismus besitzen.

Şeyma Özdemir: Nach diesem Wochenende habe ich mich auch komplett von der Idee verabschiedet, dass es einen Safe Space gibt. Ich war vorher auch schon skeptisch, allein, weil ich in innermuslimischen Räumen schon immer gemerkt habe: Wir haben auch ganz unterschiedliche **Positionierungen** und Marginalisierung innerhalb der Community. Aber an dem Wochenende noch mal so richtig zu spüren und zu sehen, wie Verletzungen passieren, und das nicht verhindern zu können, vielleicht sogar selbst aktiver Teil dessen zu sein, und das damit verbundene Gefühl der Überforderung, ist auf jeden Fall auch etwas, was ich mitgenommen habe. Ich versuche Räume, die ich gestalte oder moderiere, nie als Safe Space zu deklarieren, weil ich keine falschen Hoffnungen und Illusionen schaffen möchte. Und was ich auch mitgenommen habe, ist, dass auch Menschen, die negative Rassismuserfahrungen machen, diskriminieren und rassistisch sein und verletzen können. Nur weil eine Person selbst verletzt wird, heißt das nicht, dass sie frei davon ist, andere Menschen zu verletzen.

Zu Modul 4: Antisemitismuskritik

Yacouba Coulibaly: Die Referentin Kiana hat so eine bestimmte Aura, wenn sie etwas vorträgt, das begeistert automatisch. Das war für mich das erste Mal, dass ich Antisemitismuskritik erläutert bekommen habe. Die Verschränkung von Antisemitismus und antimuslimischem Rassismus zu verstehen, mich mit den Unterschieden zu befassen, aber auch zu erkennen, dass eine Zusammenarbeit wirklich notwendig ist, fand ich wichtig. Auch den Aspekt, dass jede Form von Rassismus ihren Raum für sich braucht, damit sie auch klar benannt und analysiert werden kann, im Sinne von: Okay, die Probleme liegen hier und sie können auf diese und jene Art und Weise an der Wurzel gepackt werden. Wenn man alles mischt, dann ist das schwierig. Ich habe mitgenommen, Dinge auch so stehenzulassen, wie sie benannt werden, weil es einen bestimmten Grund für diese Benennung gibt. Und die Formulierung „In meiner Utopie ...“, die ich in der Reihe kennengelernt habe, ist zu einer Satzeinleitung geworden, die ich gerne verwende. Wenn ich später einmal Seminare oder Workshops an der Schule leiten darf, ist das eine Formulierung, die ich auf jeden Fall verwenden werde, weil sie Hoffnung gibt: „In meiner Utopie ist das so und so. Jetzt versuche ich, mich dieser Utopie anzunähern.“ Diese Übung ist mir stark in Erinnerung geblieben.

Şeyma Özdemir: Also jetzt, da ich gerade diese Bilder von dem Seminar noch mal gesehen habe, ist mir noch mal bewusst geworden, wie viele Gedanken in die Konzeption geflossen sind und wie nachhaltig die Reihe gestaltet war. Beispielsweise haben wir uns am Ende noch mal viel Zeit genommen, alle Themen kurz Revue passieren zu lassen und in unseren eigenen Worten zusammenzufassen. Auch dass wir die Protokolle in Form von Fotos erhalten haben, die unsere eigenen Notizen ergänzen, ist sehr hilfreich. Mitnehmen konnte ich die Kombination aus Input/Wissensvermittlung und dem, was in der Gruppe und aus ihr heraus darüber hinaus geschaffen wurde. Ich habe erkannt, dass ganz viel mit dem Miteinander in der Gruppe und der persönlichen Begegnung steht und fällt, und dass das mindestens genauso wichtig ist wie der inhaltliche Teil und gefördert und eingearbeitet werden muss. Es ist den beiden Referent:innen wirklich super gelungen, eine Balance zwischen beidem herzustellen.



Abschließende Gedanken:

Şeyma Özdemir: Ich hatte mir noch im Nachhinein Gedanken darüber gemacht, was mir gefehlt hat. Angesichts von Corona und dem, was wir damit verbunden erleben und beobachten, finde ich es schade, dass wir das Thema „antiasiatischer Rassismus“ überhaupt nicht angeschnitten und behandelt haben. Als ich von der Sendung „Die letzte Instanz“ erfahren habe, wurde mir bewusst, wie wichtig es ist, dass wir das Thema „Gadjé-Rassismus“ angesprochen haben und dafür sensibilisiert wurden, sodass ich Gadjé-Rassismus ein Stück weit schon auf dem Schirm hatte und nicht bei null anfangen musste. Da war ich richtig dankbar. Daher dachte ich in den letzten Tagen öfter: Hey, warum war „anti-asiatischer Rassismus“ eigentlich kein Thema in unserer Reihe? Es ist und war ja immer ein Thema in Deutschland. Wenn es in Zukunft noch mal eine Qualifizierungsreihe geben sollte, dann finde ich auf jeden Fall sehr wichtig, dass „anti-asiatischer Rassismus“ als Thema aufgenommen wird. Auch Ableism, womit ich mich erst seit letztem Jahr mehr beschäftige oder konfrontiert werde, hätte ich mir als Thema gewünscht. Natürlich kann nicht alles abgedeckt werden, und es gibt bestimmt auch noch ganz viel, was mir jetzt nicht eingefallen ist, aber das waren so zwei große Blöcke, bei denen ich dachte, dass das auch gut gepasst hätte. Ich fände es auf jeden Fall schön und nachhaltig, wenn wir das Netzwerk aufrechterhalten und noch mehr daraus schöpfen und mehr daraus machen.

Jahresabschlussveranstaltung des projekt.kollektiv 2020 (live-Stream)

Wahrnehmungshorizonte:

Rassismuskritische Perspektiven für
die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-
Pandemie

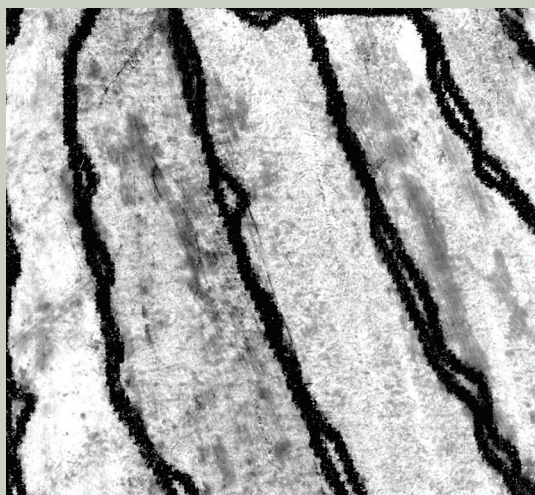
Anti-Asiatischer Rassismus

Veränderte rassistische Normalitäten

Identitätspolitische Strategien und neue Formen der Solidarität

Vorträge und Dialoge von Cecil Arndt und Cuso Ehrich





Cecil: Zunächst möchten wir all diejenigen, die uns zuschauen, herzlich zur Abschlussveranstaltung des projekt.kollektiv mit dem Titel "Wahrnehmungshorizonte: Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie" begrüßen. Sehr herzlich willkommen! Das projekt.kollektiv, das sind Cuso Ehrich, Kolja Koch, der heute leider aus Krankheitsgründen nicht dabei sein kann, und ich, Cecil Arndt.

Das projekt.kollektiv beschäftigt sich mit rassismuskritischen Perspektiven für die Jugendarbeit. Es ist ein Projekt von IDA-NRW, wird gefördert vom MKFFI (Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration) des Landes Nordrhein-Westfalen und wird getragen von uns drei Referent*innen – und von den Menschen, mit denen wir zusammenarbeiten. Das sind andere landesweite Fachstellen neben IDA-NRW, mit denen wir gemeinsam versuchen, unsere Perspektiven intersektional angemessen aufzubereiten. Das sind Fachkräfte, mit denen wir gemeinsam arbeiten, etwa in unseren Seminaren, die in diesem Jahr überwiegend online stattfinden. Und es sind vor allem aber auch die jungen Multiplikator*innen, mit denen wir arbeiten – und ohne die wir unsere Perspektiven, so wie wir versuchen sie zu ermitteln und hinterher auch zu vermitteln, sicher nicht erarbeiten könnten.



Ereignisse und Entwicklungen 2020

Cecil: Heute möchten wir aus der Perspektive des Projekts auf das Jahr zurückblicken, auf die Dinge zurückblicken, die wir gemacht haben, und auch darauf, warum wir sie so gemacht haben. Wenn wir auf das vergangene Jahr 2020 zurückblicken, da fällt uns natürlich zunächst Corona ein. Corona hat, so glaube ich, unser aller Leben massiv bestimmt, wenn auch nicht in gleichem Maße. Es soll also heute auch darum gehen, inwiefern Corona Menschen unterschiedlich betrifft und trifft, je nach ihrer **Positionierung**. Und es wird auch darum gehen, was dieses Jahr im Hinblick auf Rassismus besonders gemacht hat, um die in dem Zusammenhang bemerkenswerten gesellschaftlichen Ereignisse. Dazu zählen zunächst die Morde von Hanau, mit denen das Jahr in gewissem Sinne begonnen hat, dann die Morde an George Floyd und Breonna Taylor – und an vielen weiteren Menschen.

Diese rassistischen Morde führten international gleichzeitig zu einem massiven Erstarken der Black Lives Matter-Bewegung. In den Zusammenhang einzuordnen sind auch die Diskussionen zu rassistischer Polizeigewalt hier in Deutschland, die zu thematisieren in der Vergangenheit so schwierig war. Erwähnenswert ist, dass in dieser Zeit auch zahlreiche Fälle von rassistischen und rechtsextremen Netzwerken in Behörden und in Sicherheitsbehörden aufgedeckt wurden. Ein weiteres, das letzte Jahr prägende Phänomen war auch das massive Aufkommen und Ausleben von Verschwörungstheorien, nicht nur im Netz, sondern auch auf den Straßen. Und da sind natürlich die Ereignisse in Moria zu nennen, wenn man sich mit dem Themenkomplex Flucht auseinandergesetzt hat, auch das Abbrennen des Flüchtlingslagers Moria und die Umstände, die dazu geführt haben, wie überhaupt die Ereignisse an den EU-Außengrenzen im Kontext Flucht und Migration und die Thematisierung dessen bzw. der Umgang damit. Das ist die eine Seite.

Auf der anderen Seite haben im vergangenen Jahr viele Entwicklungen stattgefunden, die getragen wurden gerade von jungen Menschen, von jungen People of Color, also von Rassismus betroffenen Menschen. Es wurden neue Widerstandsstrategien und neue Organisationsformen entwickelt. Und das ist aus unserer Perspektive bedeutend für die Jugendarbeit. Zu nennen ist zum Beispiel die Migrantifa als politische Organisation oder auch das Organisieren in sozialen Netzwerken, das Zusammenkommen in großer Zahl auf Demonstrationen zu bestimmten Themen. Das ist jenseits der etablierten Strukturen, wie sie die Jugendarbeit bislang erfasst hat, passiert, und es ist etwas, worauf wir gemeinsam nochmal blicken und überlegen können, welche Konsequenzen das eigentlich für die Jugendarbeit und für unsere Perspektiven hat, und inwiefern ein Blick darauf auch unsere Wahrnehmungshorizonte als Fachkräfte, die sich mit Rassismuskritik in der Jugendarbeit beschäftigen, erweitern kann.

Außerdem erwartet euch heute ein Rückblick auf unsere konkrete Arbeit, darauf, welche Veranstaltungen wir umgesetzt haben und warum. Worin sahen wir den Mehrwert, und inwieweit haben sich unsere Veranstaltungen auf gesellschaftliche Ereignisse, Entwicklungen und Bedingungen, die ja sehr unterschiedlich für verschiedene Menschen sind, bezogen. Welche Konsequenzen hatte das für die Jugendarbeit? Dazu haben wir während unserer Veranstaltungen mit Fachkräften Bedarfsanalysen gemacht bzw. konkret Bedarfe abgefragt.

Zuletzt möchten wir davon ausgehend versuchen, nochmal einen Ausblick zu schaffen aus diesem Rückblick, auf das, was vielleicht kommen mag, und wollen schauen, was das aus unserer Perspektive für eine intersektional ausgerichtete, rassismuskritische Jugendarbeit und Empowermentorientierung bedeutet. Empowermentorientierung hier nicht nur in der Bedeutung, Empowermentangebote für von Rassismus betroffene Jugendliche zu ermöglichen, sondern auch im Hinblick darauf, nochmal in den Strukturen und klassischen Angeboten der Jugendarbeit Ansätze wie **Power-Sharing** zu vermitteln. Also was bedeutet das eigentlich, ein guter Ally zu sein, und was ist dafür notwendig?

Rechter Terror, Flucht, Grenzregime und Pandemie: Neue Wege in der Bildungsarbeit

Cuso: Dankeschön, Cecil. Und auch von mir ein herzliches Hallo an alle, die gerade dazugeschaltet sind. Ich würde anfangen mit einem kleinen Überblick darüber, was wir im vergangenen Jahr gemacht haben. Ich selbst bin im Februar dieses Jahres zum Projekt dazugekommen. Und gut einen Monat später, in der dritten Märzwoche, ging der Lockdown los. Wir haben daraufhin sofort versucht auf andere Formate, auf Online-Formate, umzustellen, und in den ersten Wochen vier Austauschräume geschaffen. Es handelte sich zuerst um einen BiPOC-Raum, also einen Raum, in dem sich Schwarze Menschen und Menschen of Color austauschen konnten darüber, was die Pandemie gerade für die Arbeit aus rassismuskritischer Perspektive bedeutet, etwa ganz konkret für die einzelnen offenen Kinder- und Jugendhäuser, für Universitäten und für Fachstellen, je nachdem, wo die Menschen arbeiten. Wie auch heute diese Online-Veranstaltung, war das noch viel mehr ein Experiment für das projekt.kollektiv. Es war der Versuch eines Einstiegs in eine neue Praxis, eine neue Art des Raum-Haltens, wo Fragen aufkamen wie: Wie können wir die Stimmung lesen, wie mit weniger Körper sehen, mit weniger Wahrnehmung, und wie können wir unter den Bedingungen den Raum halten?

Das war alles sehr neu für uns.

Und wir haben zuerst Austauschräume angeboten, weil wir nicht direkt in ein Seminar online einsteigen wollten. Wir wollten erstmal erfahren, was eigentlich die Bedarfe der Menschen sind. Vor allem nahmen wir da Unsicherheiten und Sorge darüber wahr, wie es mit den Klient*innen, mit den Menschen, mit denen die Leute zusammenarbeiten, eigentlich gerade weitergeht. Im Nachhinein würde ich sagen, dass es genau das Richtige war, so etwas anzubieten. Einen gehaltenen Raum, quasi. Darüber hinaus haben wir dann das Online-Seminar „Den Blick nach „Innen“ und nach „Außen“ wagen – Rassismuskritik in Deutschland heute“ entwickelt, wo wir Winnie Akeri von der Initiative Schwarzer Menschen in Deutschland, Wesam Alfarawti von Sea-Watch und Vanessa Thompson, eine Rassismus-Forscherin, zu Wort kommen haben lassen, um gemeinsam mit Multiplikator*innen der rassismuskritischen Bildungsarbeit Fragen zu diskutieren wie: Was bedeuten die „Black Lives Matter“-Proteste gerade? Was bedeutet das alles in Zeiten, wo Menschen auf der Flucht sind, immer noch – wie es auch noch nie anders gewesen ist, seit es Europa gibt – vor dem Hintergrund der fortschreitenden Militarisierung und Abgrenzung Europas, und was für Folgen hat das, und wie muss es mitgedacht werden?

Im Oktober 2020 konnten wir auch eine Präsenzveranstaltung in Oer-Erkenschwick umsetzen, als sich die Lage vorübergehend etwas zu entspannen schien. Sie hatte die Verbindung von Rassismuskritik und Antisemitismuskritik zum Gegenstand und wir setzten sie um mit der freiberuflichen Referentin für Rassismuskritik Kiana Ghaffarizad, die ehemals an der ju:an Praxisstelle der Amadeu Antonio Stiftung tätig war.

Das waren so in meiner Rückschau Highlights dieses Jahr. Und insgesamt war es ein fortlaufendes Experiment, unter Pandemiebedingungen Bildungsarbeit zu machen.

Cecil wird zu unserer Einordnung der Pandemie und ihren Auswirkungen aus rassismuskritischer Sicht mehr sagen. Ich würde jetzt gerade die Ereignisse des Jahres ein bisschen einordnen wollen. Am 19. Februar wurde der rechtsterroristische Anschlag in Hanau verübt. Ich würde hierzu gerne die Initiative „19. Februar Hanau“ zitieren: „Wir alle werden niemals so leben wie zuvor, und Nichts und Niemand kann wieder gutmachen, was geschehen ist. Niemand kann Ferhat, Fatih, Gökhan, Kaloyan, Mercedes, Vili, Nesar, Hamza und Sedat ins Leben zurückrufen. Wir fordern eine lückenlose Aufklärung der Tat, politische Konsequenzen, Gerechtigkeit, Unterstützung und ein angemessenes Erinnern.“

Mit der Frage, wie mit Hanau umgegangen wird, hängen auch die Fragen zusammen, inwieweit Deutschland aus dem NSU-Komplex gelernt hat und inwieweit struktureller Rassismus und institutioneller Rassismus besprechbar geworden sind. Für diejenigen, die in der Kinder- und Jugendarbeit tätig sind, heißt das mit dem Fokus auf BiPOCs, also Schwarzen Menschen, Menschen of Color in Deutschland, migrantisierten Menschen, einmal mehr: Wie sollen wir den Kindern und Jugendlichen eigentlich erklären, was da passiert? Wie erklären wir ihnen, dass ihre Existenz unverschuldet in Gefahr ist? Die Frage, die sich aus Empowerment-orientierter Perspektive stellt, ist, wie wir die betroffenen Jugendlichen und Kinder stärken können.

Für uns ist klar, dass dann die Pandemie noch eins draufsetzt.

Die Pandemie und ihre Auswirkungen sind im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Stratifikation, das heißt, wie Gesellschaft strukturiert ist, und mit den Ungleichheitsverhältnissen entlang intersektionaler Machtachsen, also Machtachsen, die sich gegenseitig bedingen und zusammenfließen, zu sehen. Machtachsen wie beispielsweise Rassismus und Sexismus, vergeschlechtlicher Rassismus, Antisemitismus, Behindertenfeindlichkeit und und und – die Liste ist selbstverständlich unvollständig. Gerade in der Pandemie zeigt sich zum Beispiel, wie die Machtachsen ausschlaggebend dafür sind, wer pflegt, dazu gleich mehr, und wer sterben muss, wenn es zum Notstand kommt, beispielsweise wenn die Triage, die gerade von einer Anwältin und mehreren anderen Personen angefochten wird, zum Tragen kommt. Die Triage ist das Verfahren, gemäß dem entschieden wird, wer bei einem Pflegenotstand, bei einem Notstand lebenserhaltender Maßnahmen, diese Maßnahmen erhält und wer nicht.

Anti-Asiatischer Rassismus und Kapitalismus

Ich möchte in diesem kurzen Input einen Fokus auf Anti-Asiatischen Rassismus legen. Zum einen, weil es das Gebiet ist, zu dem ich in den letzten Jahren gearbeitet habe, auch schon vor der Pandemie. Zum anderen aber auch, weil sich Anti-Asiatischer Rassismus im Kontext der Pandemie verschärft hat und deutlich sichtbarer geworden ist. Viele Menschen haben ihn sogar überhaupt zum ersten Mal wahrgenommen. 2002 hatte Kien Nghi Ha, ein Rassismusforscher, Aktivist und ja, ich würde sagen, ein Vorreiter asiatisch-deutscher Communities, wenn es um einen aktivistischen Ansatz und um die Namensgebung für asiatische Deutsche geht, auf einer Gedenkdemonstration für die Betroffenen der rassistischen Anschläge in Rostock-Lichtenhagen gesprochen. Und während Kien Nghi Ha gesprochen hat, haben sich die Demonstrierenden auf die Nazis fokussiert, die die Gedenkveranstaltung stören wollten. Und Kien Nghi Ha hat folgendermaßen interveniert, ich zitiere: „Leute, hier spielt die Musik. Guckt mich an. Das ist eure Chance. Warum seid ihr heute auf die Demo gegangen? Um euch selber zu feiern, oder weil ihr wissen wollt, wie es Menschen wie mir geht. Wie es Menschen mit einem asiatischen Aussehen geht. Also verdammt noch mal, guckt mich an. Um die Nazis könnt ihr euch später kümmern, die sind den ganzen Abend da.“

Das zeigt für mich sehr deutlich, wie die Aufmerksamkeit stets auf die Täter fokussiert wird, wenn es um rassistische, rechte Angriffe geht. Da stoßen wir auf Argumentationen und Darstellungen, die wie eine Rechtfertigung des Geschehenen wirken, wie etwa mehr oder weniger subtile Referenzen auf einen möglichen Wahrheitsgehalt von rassistischen, antisemitischen Stereotypen. Das ist eine Annäherung aus einer komplett falschen Perspektive. Die Aufmerksamkeit auf diejenigen zu fokussieren, die davon betroffen sind und dazu zu arbeiten, steht für mich hingegen für einen erkenntnistheoretischen Wandel: Wem wird zugehört? Und wo liegt der Fokus bei der Wahrheitsfindung? Diese politische Intervention macht das für mich sehr eindrücklich klar.

Im globalen Norden hat sich im Diskurs über asiadiasporische Menschen ein hartnäckiges Narrativ etabliert, nämlich das Narrativ von der gut integrierten, strebsamen und gesetzeskonformen Minderheit. Es wird oft unwidersprochen und unreflektiert reproduziert, über Kontinente hinweg, über Generationen hinweg. Dayal beleuchtet das in einer Analyse zu der japanischen Diaspora in den USA 1966, die Parallelen zu einem Artikel aus der „Zeit“ in Deutschland aus dem Jahr 2009 über die vietnamesische Community aufweist. Dieses verbreitete Narrativ besagt, dass die Communities zwar unterdrückt gewesen seien und ihre Ausgrenzungserfahrungen gemacht hätten, dass das jetzt aber der Geschichte angehöre. Und mittlerweile würden sie ein erstrebenswertes Beispiel für andere Migrant*innen darstellen. Die Wurzel des Problems, so zeigt Dayal in diesem Zusammenhang auf, liege in der politischen Ökonomie und der gewaltsamen Durchsetzung einer *weißen* Norm. Das Bild einer Vorzeigeminderheit dient zur Abwertung von anderen marginalisierten Gruppen. In den USA werden asiadiasporische Gruppen mit diesen stereotypen Merkmalen versehen als angebliches Gegenbeispiel zu Schwarzen Menschen vorgebracht, die dadurch abgewertet werden. Im deutschen Kontext werden ähnliche Narrative erzählt im Zusammenhang mit vietnamesisch-deutschen Menschen zur Abwertung türkischer Menschen und Menschen mit türkischem Hintergrund, die in Deutschland leben, welcher Generation auch immer.

Die Renaturalisierung der internationalen Arbeitsteilung ist ein weiterer Punkt. Das heißt, das Ansehen und die Narrative standen auch immer unmittelbar im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Stärke der jeweiligen Herkunftsländer. So stehen die Entwicklung in Japan in den 60er Jahren, nach der Rezession, und die Entwicklung Vietnams nach der Weltwirtschaftskrise 2008 für das Erstarken der wirtschaftlichen Produktion und sollen uns verkaufen, dass die Krisen des Kapitalismus gut überstanden werden können.

Dadurch werden diejenigen, die aus diesen Ländern kommen, oder einen Bezug zu ihnen haben, mit gelockerten Einreisemaßnahmen und Migrationsabkommen des globalen Nordens quasi belohnt. Dieses Narrativ der Vorzeigeminderheit ist hartnäckig und macht vor allem die Rassismuserfahrung asiatischer Communities unsichtbar. Ich möchte an dieser Stelle eine kleine – wenn auch unvollständige – Chronik Anti-Asiatischer Übergriffe listen: Am 13. Mai 1944 führt die Gestapo die sogenannte „Chinesenaktion“ in Hamburg durch, bei der chinesische Migrant*innen und Menschen, die, ich zitiere, „asiatisch aussehen“, festgenommen wurden. Darunter befanden sich Chan Ho Bao, Chong Tin Lam, Kam Sing Fok, Liang Wong, Woo Lie Kien. Diese Menschen sind zum größten Teil in Arbeitslagern des Nazi-Regimes ermordet worden. 2020 jährte sich auch zum vierzigsten Mal der Mord an Nguyễn Ngọc Châu und Đỗ Anh Lân, zweier junger Männer mit Fluchterfahrung aus Vietnam, die in einer Unterkunft für vietnamesische Geflüchtete verbrannten. Diese Mordtaten werden oft als erste dokumentierte rassistische Morde der Bundesrepublik Deutschland eingeordnet. Die Täter sind Neonazis, Teil der sogenannten „deutschen Aktionsgruppen“, wie sie sich selbst nennen. Sie verübten Anschläge auf Unterkünfte für geflüchtete Menschen und planten Banküberfälle. Bei einem späteren Prozess gegen einen der drei Täter waren auch Personen anwesend, die später zum sogenannten „Kerntrio“ des NSU-Komplex gehörten.

Das heißt, wir sehen hier eine Kontinuität im Ausbau rechter Netzwerke, die auch auf Anti-Asiatischer Gewalt beruht. Ein Jahrzehnt später kommt es in Rostock-Lichtenhagen zu den Pogromen, bei denen durch die Abwesenheit der Polizei Menschen nicht ausreichend gesichert und geschützt wurden. Nur der unorganisierte, provisorische Selbstschutz der angegriffenen Menschen in den Häusern sowie die Aktivistis und antifaschistischen Aktivist*innen, die sich solidarisiert haben, haben das Schlimmste verhindert.

Empowerment und Widerstandstrategien

Die Frage nach Empowerment auf der anderen Seite wirft die Frage auf, wer sich denn überhaupt empoweren kann und wem Begriffe und Kategorien zur Identifikation zur Verfügung stehen oder welche Anrufungen bei wem Resonanz finden oder eben nicht. Denn es existiert keine kollektive asiatische Identität als vorstellbare und abgrenzbare Gemeinschaft, wie sie sich etwa bei Nationen ausmachen lässt. Auch Kien Nghi Ha macht darauf aufmerksam, dass transkontinentale Verflechtungen dies unter dem scharfen Schnitt zwischen Europa und Asien unmöglich machen. Da stellt sich die Frage, wer als asiatisch wahrgenommen, also wer von der *weißen* Dominanzgesellschaft als asiatisch markiert wird. Das zeigt auch die Selbstorganisation unter dem Hashtag „Ich bin kein Virus“, unter dem Betroffene über Corona-bezogene Anti-Asiatische Übergriffe berichten. Vor allem handelt es sich dabei um Menschen, die als ostasiatisch gelesen werden, da sie als Überträger*innen des Virus wahrgenommen und rassistisch angegriffen werden. Diese Fremdzuschreibung durch die Dominanzgesellschaft schafft die Realität einer gewaltvollen Differenz zwischen der *weißen* Dominanzgesellschaft und den kolonialen Anderen.

Es lohnt sich ein Blick auf die USA, wo im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung Mitte des 20. Jahrhunderts die Forderung für mehr gesellschaftliche Teilhabe von marginalisierten Gruppen auf die Straßen, in die Politik, in die Universitäten getragen wurde, denn in dem Kontext konnten wichtige Analysen und Widerstandsstrategien formuliert werden, wie Noa Ha aufzeigt. Asia-diasporische Menschen sind eben eine heterogene Gruppe, die sich aus unterschiedlichsten Kulturen, sozialen Klassen, Religionen, Sprachräumen, Bildungshintergründen, Generationen und so weiter zusammensetzt. Selbstverständlich sind asiatische Communities so divers wie die Welt selbst. Da einen gemeinsamen Nenner zu finden, ist sehr schwierig, bis auf einen geografischen Bezug vielleicht, der aber auch auf einen riesigen geographischen Raum referiert. Einige Jahrzehnte später, nachdem die Selbstbezeichnung „Asian Americans“ aufgebracht wurde, darunter dann auch „Filipino Americans“, „Chinese Americans“, „Japanese Americans“ und so weiter, um sich zusammenzuschließen und für gesellschaftliche Teilhabe einzustehen, bildete sich in Deutschland die Selbstbezeichnung „asiatische Deutsche“. Ich zitiere dazu: „Eine neue Kategorie, um postmigrantische Identifikationsprozesse und komplexe kulturelle Verortung von Subjekten zu analysieren, die in Deutschland als asiatisch markiert werden“.

Es handelt sich hier also nicht um etwas, was eine Essenz hat, also was essenzialistisch ist, oder um eine homogene Gruppe. Der Begriff darf nicht missinterpretiert werden als einer, der Menschen quasi „homogenisieren“ soll. Es handelt sich bei der Selbstbezeichnung vielmehr um eine Gegenstrategie, die genutzt wird, um gehört zu werden, sich anrufbar zu machen, und sich zusammen Rechte zu erkämpfen und gesellschaftliche, politische und ökonomische Teilhabe einzufordern. Abschließend möchte ich den Widerstand hervorheben. Denn da, wo Menschen von Rassismus betroffen sind, da ist immer Widerstand, da ist immer Organisation, da ist immer Resilienz. Schon 1944 hat sich der bereits erwähnte Chong Tin Lam, der in der sogenannten „Chinesenaktion“ aus dem Hamburger Chinesenviertel gewaltvoll festgenommen und in ein Arbeitslager deportiert worden war, der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes angeschlossen und, wenn auch vergeblich, einen Wiedergutmachungsantrag gestellt. Vietnamesische Arbeiter*innen im Sonnenblumenhaus in Rostock-Lichtenhagen haben sich mit Knüppeln bewaffnet, um sich selbst gegen Nazis verteidigen zu können. Seit 2008 organisieren sich asiatische Menschen in Deutschland im Verein „korientation“, organisieren dort Kulturangebote sowie Medienprojekte und schaffen diverse Plattformen für asiatisch-deutsche Communities. Netzwerke und Selbstorganisationen von Migrant*innen, die auch intensiv mit einer vergeschlechtlichten Perspektive arbeiten, wie zum Beispiel der „Korea Verband“, „Babaylan Europe – The Philippine Women's Network in Europe“ oder die „Stiftung Asienhaus“. Diese adressieren vor allem die Bedarfe von Frauen, die migriert sind, was wichtig ist, wenn wir über „Care-Migration“, also eine Pflegemigration sprechen. Gleichzeitig ist seit etwa zwei Jahren eine neue Generation von jungen deutsch-asiatischen, asiatisch-deutschen Aktivist*innen sichtbar, wie z.B. „Deutsche Asiat*innen, Make Noise“, der „Rice and Shine“-Podcast, oder wie Xinan und ich mit unserem „DIASPOR.ASIA“ Podcast, die auch dazu beiträgt, diese Kämpfe in die Öffentlichkeit zu tragen und aktivistisch quasi auf Intervention setzt.

Pflegearbeit, Rassismus und Corona

Ich möchte auch noch einmal kurz auf den Pflegeaspekt eingehen, denn da wird aus meiner Sicht diese vergeschlechtlichte und migrationspolitische Implikation der Corona-Krise sehr deutlich. Die Helfer*innentätigkeiten in Pflegeberufen des öffentlichen Sektors werden zu dreizehn Prozent von Migrant*innen ohne deutschen Pass ausgeführt, ein großer Teil davon aus asiatischen Staaten, ein noch größerer Teil aus osteuropäischen Staaten. 2013 hat die Bundesagentur für Arbeit Absprachen über die Vermittlung von Arbeitskräften u. a. mit den Arbeitsverwaltungen in China und den Philippinen getroffen.

Da sind jetzt noch nicht die Leute darunter gefasst, die einen deutschen Pass erhalten haben, denn diese Art von Rekrutierung von Pflegepersonal passiert nicht erst seit 2013, sondern wurde auch schon in den Jahrzehnten davor praktiziert. Statistiken über die Beschäftigung in Privathaushalten hingegen gibt es noch nicht einmal. Die Migrationsforscherin Helma Lutz weist darauf hin, dass die Erhebung einer solchen Statistik auch nicht gewünscht sei, weil sich daran erkennen lassen würde, dass das ganze Pflegesystem anders organisiert werden müsste.

Das heißt, dass wir gerade auch im privaten Sektor von einer neuen Form von Menschenhandel sprechen müssen, wenn Menschen aufgrund eines fehlenden Aufenthaltsstatus gezwungen sind, sich „illegal“ in Deutschland aufzuhalten und daher unter Druck gesetzt werden können, unter prekären Bedingungen zu arbeiten, wie es eben gerade viele osteuropäische und ostasiatische Menschen erleben. Gleichzeitig sind zum Beispiel asiatisch markierte Menschen gerade diejenigen, die zu Beginn der Corona-Pandemie sehr extrem, ja, wie es auch jetzt weiterhin geschieht und in der Vergangenheit schon immer geschehen ist, Gewalt erfahren haben. Für mich steht das Pflegesystem, in dem Fall mit dem Fokus auf asiatische Deutsche, stellvertretend für Deutschland als Postmigrationsgesellschaft. Migrant*innen, Schwarze Menschen, People of Color leben in einer gewaltvollen postkolonialen Differenz, in einer Kontinuität des Rassismus, während sie diejenigen sind, die eine fürsorgliche Gesellschaft erst ermöglichen und die Fürsorgearbeit in Deutschland leisten.

Veränderte rassistische Normalitäten

Cecil: Dankeschön, Cuso. Jetzt einen Übergang zu finden, ist gar nicht so leicht. Das, was du gerade dargelegt hast, Cuso, ist wichtig, um ein Augenmerk darauf zu lenken, dass auch Jugendarbeit sich zu fokussieren hat auf die Perspektiven derjenigen, mit denen sie arbeitet. Es ist auch sehr deutlich geworden, dass diese Perspektiven nicht zu vereinheitlichen sind und schon gar nicht aus Sicht derjenigen, die von spezifischen Formen des Rassismus nicht betroffen sind, in Gänze antizipierbar sind, und dass das, was häufig, und auch durchaus in einem abwertenden Sinn, als Identitätspolitik beschrieben wird, eine Selbstermächtigungsstrategie ist, die von Leuten in der Jugendarbeit auch als solche wahrgenommen werden muss, denn sie hat auch damit zu tun, die eigene Stimme zu erheben.

Dass gerade dieses Jahr, mit Corona einerseits, mit Hanau, also mit all den Morden, die passiert sind, andererseits und mit den Widerstandsstrategien, die einen Aufwind erfahren haben, auch wenn sie, wie du schon dargelegt hast, Cuso, immer schon da waren, aber unsichtbar, die aber also auch einen Aufwind jenseits von Strukturen, die schon existierten, erfahren haben – hat uns noch einmal verstärkt dazu veranlasst, darauf zurückzublicken, was sich aus unserer Perspektive in diesem Jahr alles ereignet hat. In der ersten Jahreshälfte hat die Beschäftigung mit Corona auf jeden Fall dazu geführt, dass Rassismus thematisch komplett in den Hintergrund gerückt ist – und das trotz Hanau. Die Bedrohung nicht nur für die unmittelbar Betroffenen, nicht nur für die Familien, sondern auch für viele andere, vor allem junge Menschen of Color, diese Bedrohung, die durch Ereignisse wie Hanau sicht- und spürbar geworden ist, hat gar keinen oder nur stark begrenzt Ausdruck gefunden.

Also wenn wir die Reaktionen vergleichen, die es auf die Morde von Hanau gab, die Anzahl der Demonstrationen zu Hanau, und die Anzahl derjenigen, die an diesen Demonstrationen teilgenommen haben, wenn wir diese vergleichen mit den Teilnehmer*innenzahlen der „Black Lives Matter“-Bewegung, ist das aus meiner Perspektive erschreckend gewesen.

Das heißt nämlich andererseits, dass Rassismus in seiner Wirkung geleugnet wird, und zwar von einem Großteil der Mehrheitsbevölkerung. Gleichzeitig hat Corona, wie Cuso das gerade sehr eindrücklich aufgezeigt hat, spezifische rassistische Diskurse rund um das Thema Flucht verstärkt und auch Wahrnehmungshorizonte so verschoben, dass Ereignisse gar nicht wahrgenommen wurden, und sich so eine neue rassistische Normalität etabliert hat, in der unhinnehmbare politische Strategien und Zumutungen für Betroffene dermaßen normalisiert worden sind, dass es trotz der Ereignisse wie etwa dem Leid in Moria, wie den Toden an den Außengrenzen Europas, nicht wirklich einen kollektiven gesellschaftlichen Aufschrei gegeben hat. Das steht für unsere Politik, für unsere Privilegien, und für die Sicherung unserer Privilegien, aus der sich rassistische Normalitäten ergeben haben.

Dafür steht zunächst, flüchtende und geflüchtete Menschen in Lagern einzuschließen, und selbst, wenn ein solches Lager, wie das von Moria, abbrennt, Menschen erneut in Lagern einzuschließen, in denen die Bedingungen nicht viel besser sind.

Dazu gehören die Aussetzung der Seenotrettung, die Versuche, Seenotrettung noch massiver zu kriminalisieren, und zwar auch durch bundesdeutsche Politik. Gleichzeitig sind auch Widersprüchlichkeiten sichtbar geworden. Ich möchte ein Beispiel dafür geben, was ich damit meine, wo es trotz gesellschaftlichen Engagements nicht gelungen ist, Bedeutungen miteinander zu verknüpfen. An einer Demonstration zu „Black Lives Matter“ nahmen sehr viele Leute teil, was unglaublich berührend war, zumal diese Demonstrationen ja auch zu einem großen Teil nicht nur initiiert, sondern auch getragen wurden von jungen Menschen, von jungen Schwarzen Menschen. Das warf aber auch die Frage auf: Welche „Black Lives“ meine ich denn eigentlich? Denn am folgenden Tag bei Demonstrationen vor Lagern von Geflüchteten – und ein Großteil dieser geflüchteten Menschen sind Schwarze Menschen –, zum Beispiel in Köln, nahmen nur fünf Leute teil. Das spielt nochmal darauf an, welche Bedeutung Identitäten aus einer nicht-betroffenen Perspektive haben. Wie können wir ermöglichen, dass Leute, Jugendliche, junge Menschen, mit denen wir arbeiten, darüber miteinander ins Gespräch kommen, und vielleicht auch Bedeutungshorizonte erweitern, um auf der Ebene neue Allianzen zu schmieden?

Unterschiedliche Betroffenheiten in der Pandemie

Ich möchte noch einmal auf Corona zurückzukommen, das hat Cuso nochmal am Beispiel von Anti-Asiatischem Rassismus und den damit verbundenen Stereotypen bereits aufgezeigt, auch auf die ökonomischen Verflechtungen eingehen, welche unterschiedlichen Betroffenheiten Rassismus unter Bedingungen von Corona erzeugt. Da stellt sich zunächst auf Social Distancing bezogen die Frage, wie viel Raum wem eigentlich zur Verfügung steht. Wohne ich als gut bezahlte Fachkraft zu zweit in einer hundert-Quadratmeter-Wohnung? Das ist etwas anderes – selbst wenn ich da Homeoffice machen muss –, als wenn ich mit fünf anderen Menschen zum Beispiel in einer Geflüchtetenunterkunft auf engstem Raum unterkommen muss, oder als wenn ich aus ökonomischen Gründen mit vielen Leuten in einer Mietwohnung wohne. Daraus ergibt sich, dass Social Distancing, also eine Forderung, die virologisch sinnvoll und notwendig ist, auch ein Privileg markiert.

Wenn mir in einer solchen Situation viel Wohn- und Arbeitsraum zur Verfügung steht, ist das ein Privileg, das Menschen, die stark beengt wohnen, nicht haben. Dazu gehören insbesondere Menschen auf der Flucht, in Lagern, und auch hier in Deutschland in Heimen. Und gleichzeitig birgt Social Distancing – und das ist etwas, was wir sehr eindrücklich in den Austauschräumen, die wir angeboten haben, gelernt haben – die Gefahr der Retraumatisierung. Ein Teilnehmer sagte etwas, was mich sehr berührt hat: Wenn sich Leute heute wegsetzen von mir, sorry, das haben sie schon immer gemacht. Also: Schon immer, wenn ich mich als Schwarzer junger Mann in die S-Bahn gesetzt habe, haben sich Leute von mir weggesetzt. Das Andere ist die Retraumatisierung über Generationen hinweg. Also Retraumatisierung in dem Sinne, dass Leute vielleicht an die 70er oder die 80er erinnert werden, als ihnen aus rassistischen Gründen Leute aus dem Weg gegangen sind, und das auch schmerzhaft Erinnerungen hervorruft.

Auch die Verteilung ökonomischer Ressourcen ist ausschlaggebend dafür, wer eigentlich an den temporären Lösungen – und die haben wir ja sehr schnell entwickelt, auch hier im Projekt – teilhaben kann. Wer hat welchen Zugang zu Online-Angeboten, auch welchen Zugang zu Unterhaltungsmedien. Das reicht von der Frage, welchen Zugang ich überhaupt zu Möglichkeiten des Live-Streamings habe, wie zum Beispiel gerade hier, also ob meine Internetverbindung reicht, ob ich überhaupt eine Internetverbindung zuhause habe, bis hin zu: Habe ich die entsprechende Hardware, um solche Angebote überhaupt wahrnehmen zu können? Es gab einige Träger, da möchte ich zum Beispiel Coach e.V. nennen, die sehr schnell darauf reagiert haben, indem sie zum Beispiel Spendenkampagnen ins Leben gerufen haben, um Teilhabe zu ermöglichen, um zum Beispiel trotz der notwendigen Schließungen der Räume Angebote weiter aufrechtzuerhalten, Angebote für diejenigen, die einerseits von Corona natürlich massiver betroffen sind, andererseits vielleicht auch zusätzlich noch von Rassismus betroffen sind. Aber das war nicht allorts der Fall. Eine weitere Erkenntnis aus den Austauschräumen für Fachkräfte war, dass die ersten Angebote, die heruntergefahren wurden, diejenigen Angebote waren, die einrichtungs- oder trägerseits als sogenannte „Zusatzangebote“ gelabelt worden waren. Das waren etwa Schutzräume, zum Beispiel Empowermenträume für von Rassismus betroffene Jugendliche, mit der Begründung, es sei ein Zusatzangebot und daher verzichtbar. Honorarverträge bieten aus der Perspektive den Vorteil, dass man Leute auch nicht weiterbezahlen muss, die diese Angebote umgesetzt haben. Auch Angebote für queere Jugendliche waren unter denjenigen, die als erste ausgesetzt wurden, weil sie eben als Zusatzangebote, als „nice to have“ gelabelt worden waren, und ihre Notwendigkeit tatsächlich nicht mehr gesehen wurde. Das ist die eine Seite.



Global und lokal: Pandemie, Flucht, Rechtssicherheit und zusätzliche Belastungen

Wenden wir uns dem Kontext Flucht zu, stellt sich die Frage, wie es eigentlich um die Rechtssicherheit steht, die in Zeiten von Corona auch sehr unterschiedlich verteilt ist. Was ist eigentlich, wenn mein Antrag läuft, läuft er weiter? Und habe ich da eine bestimmte Zeit, bestimmte Fristen, überschritten, auch wenn eigentlich auf dem Ausländeramt, oder wo auch immer ich mich hinwenden muss, niemand erreichbar ist? Welche Rechte werden eigentlich in der Zeit ausgesetzt? An vielen Orten setzten zum Beispiel die Volkshochschulen ihre Angebote für Deutschkurse aus. Und das bedeutet einfach, dass die notwendige Prüfung für B1 in dieser Zeit gar nicht erworben werden kann. Die Versorgung mit Dienstleistungen ist massiv an Ökonomie beziehungsweise an Ressourcen gekoppelt.

Diese sind in Zeiten von Kurzarbeit, in Zeiten von Mini-Jobs, die jederzeit kündbar sind, auch entlang rassistischer Differenzlinien verteilt. Das ist aus unserer Sicht das, was Rassismus und Corona hier vor Ort, also auf einer lokalen Ebene, ausmacht. Auch global hat Corona sehr unterschiedliche Betroffenheiten und auch Bedrohungsszenarien aufgerufen, und da gibt es Zusammenhänge zu den Menschen, mit denen wir arbeiten. Zum einen im Hinblick auf die Bedrohung durch das Virus selbst. Selbst wenn hier das Gesundheitswesen an einigen Stellen möglicherweise nicht die Antworten findet, wie wir sie uns wünschen, vergleichen wir es zum Beispiel mit Lateinamerika, Brasilien, Peru, Kolumbien oder Mexiko oder auch mit den USA, dann ist die gesundheitliche Versorgung dort anders als in Deutschland für einen Großteil der Bevölkerung nicht gesichert. Das heißt, dass Menschen mit einer eigenen Migrationsbiografie, mit einer familiären Migrationsbiografie, auf jeden Fall mit Bezügen, Verwandtschafts- oder Freundschaftsbeziehungen zu anderen Ländern, und mit eigener biografischer Nähe zu anderen Räumen, massiv zusätzlich belastet sind. Zu der Bedrohung durch das Virus kommt andernorts auch noch eine Bedrohung durch die ökonomischen Verhältnisse. Das heißt, eine Versorgung mit Nahrungsmitteln, mit Wasser, mit Gütern des täglichen Bedarfs, ist nicht gesichert. Für Familienangehörige, für Freund*innen andernorts.

Das heißt, dass auch das, was an eigenen ökonomischen Ressourcen möglicherweise aufgewendet wird, über Grenzen hinweg in andere Länder geschickt wird, um Verwandte und Freund*innen zu unterstützen, eine unterschiedliche Belastung darstellt. Es gibt einzelne Aufrufe von einzelnen Leuten zu spenden, auch als ein Aufruf an die Mehrheitsbevölkerung, diese Last, die sich dadurch ergibt, gemeinsam zu schultern und auch da eine Art von **Power-Sharing**, nämlich ganz konkretes Ressourcen-Sharing, zu betreiben. Sehr verbreitet ist das allerdings nicht. Uns ist aufgefallen, dass solche zusätzlichen Belastungsmomente und -situationen aufgrund unterschiedlicher Verantwortungshorizonte in dem Wahrnehmungshorizont derer, die mit jungen Menschen, mit BIPOC arbeiten, tatsächlich sehr wenig aufkommen.

Und dazu kommt noch, dass die Entfernung zu diesen anderen bedeutsamen Menschen in anderen Orten, in anderen Ländern, sich auf noch unbestimmte, und unabsehbare Zeit vergrößert, und somit im Moment erstmal absolut wird. Die Verbindung kann im Moment nur virtuell aufrechterhalten werden, und die Frage, wann man sich wieder sieht, wann man sich tatsächlich wieder umarmen kann, ist nochmal eine andere Frage.

Das alles ist aus unserer Perspektive notwendig zu betrachten, die lokale Ebene ebenso wie die globale Ebene. Wenn wir uns heute mit Rassismuskritik und mit rassismuskritischen Perspektiven für die Jugendarbeit auseinandersetzen, reicht es nicht, auf eine lokale Ebene zu schauen und im günstigsten Fall tatsächlich die Perspektiven derjenigen, die von Rassismus betroffen sind und unmittelbar eine Analyse betreiben können, mit einzubeziehen. Es ist auch notwendig, in den Blick zu nehmen, was unsere lokalen Verhältnisse mit einer globalen Entwicklung zu tun haben, mit globalen ökonomischen Beziehungen, mit globalen, auch historischen, Beziehungen. Wir würden also deshalb dafür plädieren, in unsere intersektional ausgerichteten, rassismuskritischen Perspektiven für die Jugendarbeit ganz notwendig auch transnationale Perspektiven mit einzubeziehen.

Empowerment und Power-Sharing – wo wir hinwollen ...

Uns war wichtig, das alles noch einmal darzulegen und hervorzuheben, weil das für uns die Grundlage dafür bietet, was wir als Empowerment-orientierte Jugendarbeit bezeichnen würden. Empowermentorientierung bedeutet für uns nicht nur das Schaffen bzw. Ermöglichen von konkreten Empowermentangeboten. Das müssen nicht einmal notwendig Angebote für die schon anwesenden jungen Menschen, Jugendlichen, Kinder sein. Denn wir haben durchaus feststellen können, dass da, wo Empowermenträume zur Verfügung gestellt werden, sich diese Räume mit der Zeit auch von allein sozusagen beleben. Einerseits werden Empowermentangebote natürlich ermöglicht, weil sie einen Raum für Erfahrungsaustausch aus verschiedenen Perspektiven, aber auch für den Austausch gemeinsamer Erfahrungen bieten. Denn im Aufbau und Erleben von Community kann notwendige Heilung stattfinden, und es können dort Strategien entstehen, darunter auch einige, die vielleicht auch nochmal einen generationalen Unterschied aufweisen, wie Rassismus etwas entgegengesetzt wird. Diese Empowermentangebote, die auf der einen Seite geschaffen werden, müssen aber notwendig flankiert werden von Angeboten, die **Power-Sharing** und Tools zum **Power-Sharing** ermöglichen und bieten. "Tools zum **Power-Sharing**" bedeutet aus unserer Perspektive Räume, in denen die Auseinandersetzung mit den eigenen Privilegien ermöglicht wird, diese aber nicht bei Privilegienreflektion stehen bleibt, sondern notwendig auch konkrete Ressourcen-Checks miteinschließt. Welche Ressourcen habe ich eigentlich, die anderen Menschen nicht zur Verfügung stehen? Wie kann ich sie möglicherweise tatsächlich einsetzen? Es reicht nicht zu sagen, ja, ich bin in dem Punkt und dem Punkt und dem Punkt privilegiert.

Da läuft man Gefahr – und das entspricht auch unseren Erfahrungen und Beobachtungen in den Austauschräumen und Privilegienseminaren, die wir angeboten haben – beim Thema Schuld stehen zu bleiben. Wir müssen stattdessen tatsächlich auch zu den konkreten Handlungsmöglichkeiten kommen. Das bedeutet, dass wir Möglichkeiten schaffen müssen, unsere Wahrnehmungsmuster zu hinterfragen. Was empfinden wir eigentlich als normal, weil wir tatsächlich andere Wahrnehmungshorizonte nicht einbeziehen? Es ist notwendig, unsere Wahrnehmungshorizonte in Frage zu stellen und sie gegebenenfalls zu erweitern, indem wir die Wahrnehmungshorizonte einbeziehen, die uns von Leuten mit anderen Betroffenheiten, also von Menschen, die von Rassismus betroffen sind, zur Verfügung gestellt werden. Und das bedeutet, auch bereit zu sein, Ressourcen abzugeben und bereitzustellen. Das bedeutet auch, dass wir uns alle tatsächlich dazu befragen lassen, was wir eigentlich entwickeln in unserer Arbeit. Uns befragen lassen von denen, die in Empowermenträumen vielleicht auch geneigt sind, uns zu kritisieren, und diese Kritik auch zulassen. Denn es ist notwendig, dass wir uns in unseren eigenen Bemühungen überprüfen lassen. Überprüfen lassen von denen, für die wir sozusagen aus unserer **Positionierung** heraus etwas machen möchten, um dann letztlich auch Platz zu machen und Raum zu geben.

Diese beiden Dinge zusammenzudenken, bedeutet in einem dritten Schritt aber auch, Räume zu schaffen, in denen Allianzen gebildet werden können. Aus unterschiedlichen gesellschaftlichen **Positionierungen** heraus, aus unterschiedlichen Identitäten heraus zu lernen und gemeinsam Perspektiven zu entwickeln. Dass wir Räume schaffen, in denen wir lernen können, ein guter Ally zu sein. Und das haben wir in unseren Angeboten, zumeist online, versucht, auch aus unseren unterschiedlichen **Positionierungen** heraus: Kolja Koch als jemand, der eine *weiße* Perspektive mit einbringt, und Cuso und ich aus sehr unterschiedlichen **Positionierungen** heraus aus einer Perspektive of Color. Das hat uns ermöglicht, verschiedene Grenzen aufeinander zu beziehen, verschiedene Perspektiven aufeinander zu beziehen, und auch verschiedene Zugänglichkeiten zu schaffen. Soweit zunächst unser Rückblick auf das Jahr, zu den Grundlagen unserer Arbeit, wo wir da gerade stehen, und wo wir in unserer Arbeit mit Multiplikator*innen und Fachkräften perspektivisch hinwollen.

Cuso: Cecil, du hast eben beschrieben, dass und wie Menschen auf der Flucht weggesperrt und kriminalisiert werden. Wir haben hier einen Beitrag von einer teilnehmenden Person, dass sie das an eine Situation in Göttingen erinnert, wo ein ganzer Wohnblock, in dem vor allem PoC, Rom*nja, Sinti*zze leben, von der Polizei isoliert und eingezäunt wurde und die Bewohner*innen tagelang den Wohnblock nicht verlassen konnten, und dass es währenddessen da sogar einen Todesfall gab. Vielen Dank für den Hinweis und diese sehr, sehr wichtige Erinnerung. Selbstverständlich sind die Militarisierung auf der einen Seite und die Kriminalisierung marginalisierter, rassifizierter Menschen auf der anderen Seite nicht auf die Außengrenzen beschränkt. Nicht nur im Prison-Industrial-Complex in den USA, sondern eben auch hier in Deutschland werden Menschen, in dem Fall eben Rom*nja, Sinti*zze, PoCs festgesetzt, auch mit Zäunen. Die Militarisierung ist ein anderer spannender Punkt, zu dem ich auch auf die abolitionistische Bewegung, auch hier in Deutschland, hinweisen möchte, die sich damit sehr stark auseinandersetzt.

Identitätspolitische Strategien und neue Formen der Solidarität

Cecil Arndt und Cuso Ehrich im Dialog

Cecil: Ich würde dich, Cuso, gerne nochmal in Bezug auf deinen Vortrag und deine Erfahrung fragen, inwiefern es aus deiner Perspektive gelungen ist, verschiedene identitätspolitische Ansätze aufeinander zu beziehen, und da auch neue Formen der Solidarität zu erproben? Vor allem in der zweiten Jahreshälfte. Was man ja schon sagen kann, ist, dass quasi, zumindest in meiner Erinnerung oder Wahrnehmung, das erste Mal überhaupt bestimmte identitätspolitische Strategien einen Raum gefunden haben. Also, dass überhaupt Anti-Schwarzer Rassismus, Anti-Asiatischer Rassismus, zum ersten Mal überhaupt in Deutschland breiter thematisierbar wurden und auch Eingang gefunden haben zum Beispiel in die Medienlandschaft.

Cuso: Ja, danke. Das ist schwierig zu sagen. Ich glaube, gerade in der Arbeit, auf die ich mich fokussiere, in der es um asiatisch-deutsche Communities geht, ist es – zumindest seit ich das bewusst mitverfolge – das erste Mal in den letzten Jahren, dass so eine sehr breite öffentliche Mobilisierung gegen Angriffe in Gang gesetzt wird wie „Ich bin kein Virus“. Es ist das erste Mal, dass Menschen sich so breit aufgestellt haben. Das beruht ganz klar auf den Plattformen, die die Generationen vor mir aufgebaut und ins Leben gerufen haben, sei es etwa mit dem Vokabular, mit dem wir uns selbst bezeichnen, oder den Plattformen, Austauschräumen, Vereinen usw., wie zum Beispiel dem Media and Empowerment for German Asians-Programm von „korientation“ oder auch mit den Förderungen. Also es wird laut. Das ist sehr schön. Gleichzeitig nehme ich wahr, dass es viele Versuche gibt, sich zum Beispiel mit den „Black Lives Matter“-Prozessen zu solidarisieren. Da passieren sehr viele coole Sachen. Und es ist klar und muss adressiert werden, dass es Anti-Schwarzen Rassismus auch in asiatischen Communities gibt. Wie sehr das jetzt gerade in der konkreten Zusammenarbeit mit anderen Playern funktioniert, in so Strömungen, kann ich gar nicht so gut sagen, weil da das physische Zusammenkommen, Politik machen und Mobilisieren einfach einen sehr großen Teil ausmachen. Und das ist einfach aus bekannten Gründen nicht möglich gewesen in diesem Jahr. Deswegen fällt mir auch eine Einschätzung unglaublich schwer. Ich sehe aber sehr deutlich, dass es in der Diskussion und in den Diskursen über Kontexte in Migrantifa-Gruppen zumindest zu einer Verdichtung kommt.

In welche Richtung die geht, kann ich gerade nicht sagen. Selbstverständlich passieren Dinge in den eigenen Kontexten, die gewaltvoll sind, die zu diskutieren sehr wichtig ist, und ich sehe schon, dass sie diskutiert werden. Ich sehe, dass Leute sich im Klaren darüber sind, dass diese verschiedenen Kämpfe zusammengeführt werden müssen. Also ich sehe gute Ansätze und finde es gleichzeitig aufgrund der aktuellen Situation schwierig, ein Fazit zu ziehen.

Cecil: Du hast dich gerade nochmal stark auf die Besprechbarkeit und auf das Miteinander-ins-Reden kommen und die gegenseitige Wahrnehmung bezogen. Und das ist auch etwas, was ich beobachte und wahrnehme, dass in Kontexten, familiären-, Freund*innen-Kontexten, das Sprechen über Rassismus, und auch das Sprechen über eigene rassistische Erfahrungen, sehr viel selbstverständlicher geworden ist. Und dass es auch sehr viel selbstverständlicher geworden ist, sich aus einer *weißen* Perspektive zu solidarisieren, aus einer *weißen* Perspektive zuzuhören. Also das, was du in Bezug auf unterschiedliche von Rassismus betroffene Communities beschreibst, dieses sich-gegenseitig-Zuhören, gilt auch für die Relation von zumindest Teilen der Mehrheitsgesellschaft zu von Rassismus betroffenen Communities.

Power-Sharing in der Jugendarbeit: Platz machen in dem Raum, den ich schon besetzt habe

Cuso: Wir haben gerade eine Frage reinbekommen: Welche Erfahrungen wurden dabei gemacht, **Power-Sharing** in der Jugendarbeit zu etablieren.

Cecil: Also ich würde sagen, dass zumindest unsere Erfahrungen mit Fachkräften sehr, sehr unterschiedlich waren. Also da, wo Fachkräfte wirklich Lust hatten, sich mit ihren eigenen Privilegien auseinanderzusetzen und sich auch bereit dazu zeigten, die Konsequenzen, die daraus folgen könnten, zu ziehen, haben wir sehr, sehr gute Erfahrungen gemacht. Sogar Erfahrungen, die meine Erwartungen bei weitem überstiegen haben. Ich kann mich an einen Austauschraum erinnern, in dem ich dachte: Wow, das sind richtig coole Ergebnisse. Da haben Leute Lust, sich auf den Weg zu machen. Sie nehmen konkrete Vorhaben mit in ihren Arbeitsalltag und wollen weiterarbeiten und wollen auch die Ansätze weitertragen. In anderen Kontexten wiederum finde ich es eher schwierig. Nämlich da, wo **Power-Sharing** als ein Ansatz von „good will“ verstanden wird, gerade von Fachkräften. Also selbst bei Fachkräften, die bislang super gute Beratungsarbeit gemacht haben, die vielleicht auch Projekte entwickelt haben, die über das übliche Beratungssetting hinausgehen, kann die Beschäftigung damit, dass es sich tatsächlich um ein gesellschaftliches Verhältnis handelt, das heißt auch, um ein Verhältnis von mir zur jeweils anderen Person, schwierig sein. Da gestaltet es sich teilweise schwierig einzufordern, dass es über die Privilegienreflektion hinausgehen soll und muss. Daher wäre aus unserer Perspektive tatsächlich eine strukturelle Verankerung von Rassismuskritik zum Beispiel im Kinder- und Jugendförderplan unbedingt notwendig, z. B. in Form einer notwendigen Qualifizierung von Fachkräften zu den Themen Rassismuskritik und Privilegien sowie zur Bedeutung der eigenen Privilegien für **Power-Sharing**. Das kann nicht einem reinen „good will“ überlassen werden. Wie wir schon dargelegt haben, hat das auch mit der Bereitschaft zu tun, sich überprüfen zu lassen, in den eigenen Steps, und überhaupt Platz zu machen. Also nicht nur Türen zu öffnen, sondern auch Platz zu machen in dem Raum, den ich schon besetzt habe. Das braucht Übung. Und das kann nicht auf „good will“, Freiwilligkeit und so weiter beruhen, weil wir die Grundlagen dessen nicht vermitteln und es plausibel machen. In der konkreten Arbeit mit jungen Menschen, würde ich sagen, ist **Power-Sharing** bei weitem verbreiteter.

Das mag damit zu tun haben, dass die Begegnungen zwischen jungen Menschen heute ganz andere sind als solche in den 80er Jahren. Räume sind heute weniger segregiert als in den 80er Jahren. Es gibt mehr Begegnungsräume, in denen man Freund*innen hat mit anderen Erfahrungen, und in denen man zum Beispiel gemeinsam im Streaming-Dienst *Pose* oder *Sense8* anschaut. Da stößt man dann auf andere Lebensrealitäten, hat andere Repräsentationen. Das ist nicht mehr an einer „Norm“ orientiert, da finden andere Identitäten überhaupt erst eine Repräsentation und eine Möglichkeit der Auseinandersetzung. Das heißt, da sind Auseinandersetzungen normaler.

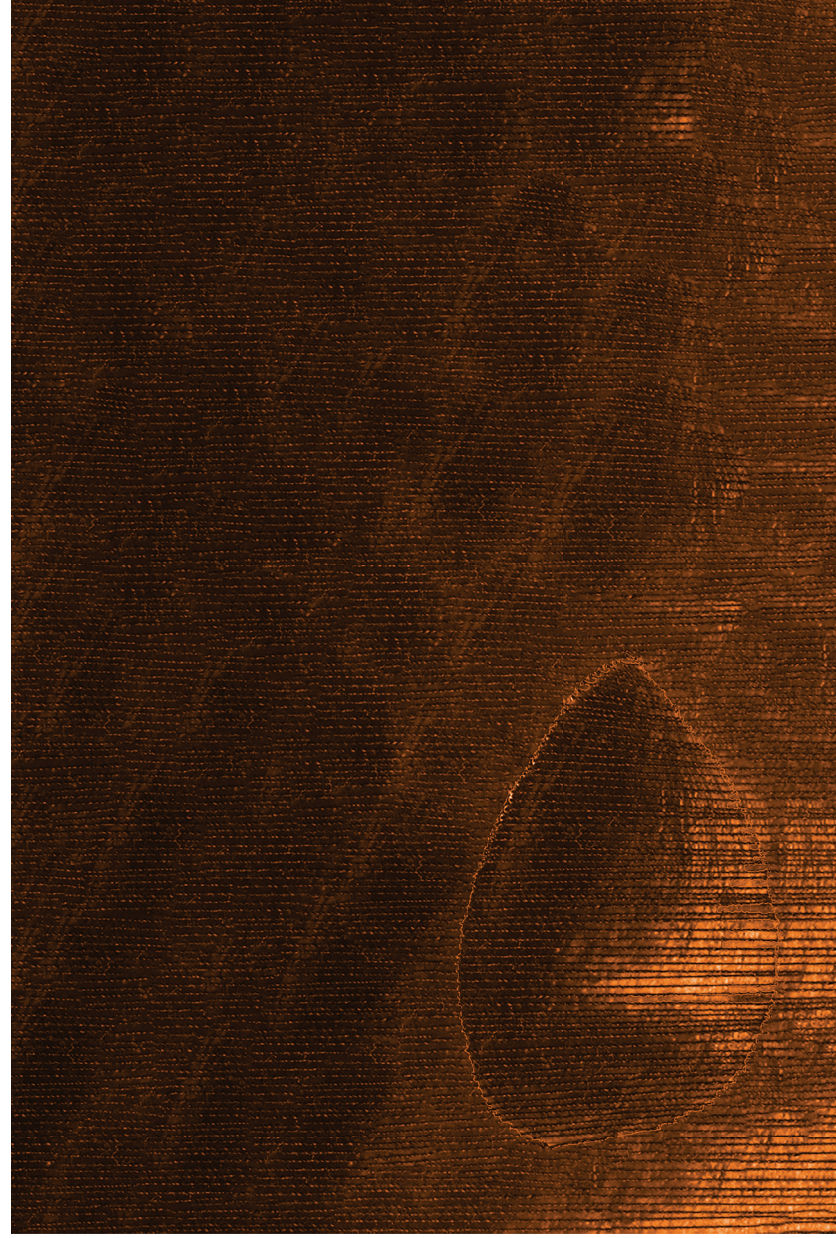
Eine wichtige Sache wäre aus meiner Perspektive noch das Thema „getrennte Räume“, das manchmal als störend für das Harmoniebedürfnis empfunden wird. Auf das Angebot getrennter Räume zur Vermeidung von Verletzungen wird sehr häufig erwidert: Ach nein, jetzt gerade ist es nicht nötig und so weiter. Ich denke, dass wir vielleicht anregen sollten, die Möglichkeit getrennter Räume zumindest auszuprobieren, weil das Sprechen in getrennten Räumen tatsächlich nochmal sehr, sehr viel mehr Perspektivierung und Ausdruck auch eigener Verletzlichkeiten ermöglicht. In der konkreten Jugendarbeit wird das Angebot von getrennten Räumen oftmals von vorneherein erstmal nicht in Erwägung gezogen, um die jeweils andere Gruppe sozusagen nicht zu verletzen. Wir müssen vermitteln, dass es dabei nicht um Verletzung geht, sondern um das Schaffen von Möglichkeitsräumen, die Ermöglichung von (Sich-Be-)Sprechen, ja, um das Etablieren verschiedener Räume, in denen verschieden gesprochen werden kann, um hinterher tatsächlich die Perspektiven überhaupt aufeinander beziehen zu können.

Cuso: Da stimme ich Dir zu. Hier ist noch eine Anmerkung im Chat: Es ist ein Kampf, reguläre Angebote aufrechtzuerhalten und Menschen vor Mehrfachdiskriminierung zu schützen. Geflüchtete Menschen sind schon benachteiligt durch enge Wohnverhältnisse in Unterkünften, wo auch kein WLAN zur Verfügung gestellt wird für digitalisierte Unterrichtskonzepte zum Beispiel. Das unterstreicht nochmal den Punkt, danke an dieser Stelle. Und viele Unterkünfte werden einfach isoliert. Also es geht um Isolation, Wegsperrern, um eine Bestrafung von Migration quasi. Das findet natürlich in der rassistischen Matrix statt. Dann stellt sich auch die Frage, wie sich Corona überhaupt in Grenzgebieten auswirkt. Sowohl Corona-Maßnahmen als auch Gegner*innen der Maßnahmen wirken bzw. handeln im rassistischen Kontext. Das ist ein Punkt, den ich gerne ins Podium mitnehmen würde, weil genau im Spektrum der Corona-Gegner*innen so viele Intersektionen von Macht und Ausgrenzung, Rassismus, Antisemitismus krass zusammenspielen.



Teil III

Gesundheit und Selbstfürsorge im Kontext von Rassismus(kritik)



Konstant für sich sorgen

Impulse zur Stärkung von Selbstsorge-Orientierung und traumainformierten Ansätzen in machtkritischen Arbeitsfeldern

Ein Text von Isabell May

Hinführung

In den letzten Jahren wurde in pädagogischen, beraterischen und sozialarbeiterischen Berufsfeldern achtsamkeitsorientierten Ansätzen und Selbstsorge (self care) vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. In diesen Bereichen wird schon lange darauf hingewiesen, dass Belastendes – wie Gespräche, Lebenssituationen oder Konflikte mit/von Klient*innen und Teilnehmer*innen oder im Team – im Sinne einer wohlbefindensorientierten Selbstsorge und auch Burnout-Prophylaxe ver- und bearbeitet werden will. Die „Modeerscheinung Achtsamkeit“ und ähnliche Entwicklungen stehen sicher auch im Zusammenhang mit herausfordernden und teils prekären Arbeitsbedingungen (u. a. in sozialen Arbeitsfeldern), mit dem Bedürfnis nach „Entschleunigung“ in einer komplexen und schnelllebigen Welt und/oder mit gesellschaftlichen Individualisierungsprozessen usw.

Vor allem im Kontext von zielgruppenspezifischen Angeboten für die Arbeit mit geflüchteten Menschen haben Fortbildungsangebote zu traumasensiblen Arbeiten vermehrt statt- und Anklang gefunden. Die Auseinandersetzung mit **traumainformierten** Ansätzen ist – nicht nur für die Arbeit mit Teilnehmer*innen und Klient*innen, sondern auch für die Fachkräfte selbst, im Hinblick auf eine eigene Auseinandersetzung und Selbstsorge – sinnvoll, unter anderem aufgrund der Bedeutung von Stress in Traumatisierungsprozessen. So können Selbstsorge- und **Ressourcenorientierung**, die hier besonderen Stellenwert einnehmen, hilfreiche Ausgangspunkte für alle Beteiligten bei der „Arbeit mit Menschen“ sein. Auch in der politischen Bildungsarbeit und **machtkritischen** Seminararbeit finden sich vermehrt traumapädagogische Elemente wie der Einsatz von Ressourcenbarometern¹ und Achtsamkeitsübungen.

Ich lege also hier ein Traumaverständnis zugrunde, das nicht ausschließlich von Schocktraumata (im Sinne singulärer überwältigender und potenziell lebensgefährlicher Erfahrungen wie einem Unfall, Übergriff oder einer Naturkatastrophe) ausgeht und oftmals auf die Diagnose PTBS reduziert ist.² Stattdessen gehe ich hier von einem prozesshaften³ Verständnis von Traumatisierung aus, das mehrfache oder andauernde, möglicherweise auch subtilere Gewalt, wie bspw. Diskriminierung, einschließt. Traumatisierung meint hier Prozesse, die entstehen oder sich verstetigen können, wenn überfordernde Reize und Belastungen durch das individuelle System/den Organismus nicht integriert und verarbeitet werden (können), und deren Auswirkungen. Das individuelle System ist hierbei als eingebettet in ein soziales Umfeld sowie einen spezifischen (historischen, politischen und globalen) Kontext zu verstehen.

¹ Zu Ablauf und Anwendung von Ressourcenbarometern vgl. Hantke/Görges 2012: Teil II – Kapitel 4.1

² Zu Schock- und Entwicklungstrauma und der Bedeutung von Stress bzw. Selbstregulation siehe bspw. Charf, Dami (2018).

³ Für ein prozesshaftes Verständnis von Trauma ist die Arbeit von Hans Keilson (1979) und seine Einführung des Konzepts der sequentiellen Traumatisierung im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus besonders bedeutsam.



Zunehmend wird nämlich deutlich – wenn auch im psychologischen und populären Diskurs über Trauma wenig(er) thematisiert –, dass Trauma und Gewalt auch als gesellschaftliche Phänomene und im Zusammenhang mit Machtverhältnissen wie Rassismus verstanden werden müssen. In der Konsequenz bedeutet dies, dass eine individuelle (therapeutische) Bearbeitung unzureichend ist bzw. unvollständig bleibt (vgl. Sequeira 2015). Bei der Betrachtung von Traumatisierung im Kontext Flucht beispielsweise müssen globale Machtverhältnisse sowie die Rolle des Globalen Nordens und des Aufnahmelandes Deutschland berücksichtigt werden.

Auch die Vorstellung, dass Traumatisierung im Herkunftsland oder auf der Fluchtroute „passiert“ und nach Ankunft in Deutschland beendet sei, ist offensichtlich nicht stimmig (vgl. Sequeira/May 2019, Karpenstein/Flory/Teigler 2020). Insbesondere die strukturelle Dimension von (Re-)Traumatisierung, Entrechtung und Diskriminierung geflüchteter Menschen in Deutschland wird zu oft vernachlässigt. Auch die Auseinandersetzung mit (den Auswirkungen von) Kolonialrassismus als kollektivem bzw. transgenerationale Trauma (vgl. Kilomba 2008 und Menakem 2017) findet im deutschsprachigen Raum noch wenig statt. Jedoch ist der Diskurs speziell über die Zusammenhänge von Rassismuserfahrungen auf der zwischenmenschlichen sowie institutionellen Ebene und psychischer Gesundheit in den letzten Jahren – vor allem durch Therapeut*innen und Theoretiker*innen, Trainer*innen und Aktivist*innen von Color – vorangetrieben worden (vgl. für den deutschsprachigen Raum z. B. Yeboah 2017).

Wie aus obigen Ausführungen hervorgeht, verstehe ich **traumainformiertes** Arbeiten also als **machtkritisches** Arbeiten, da der gesellschaftlichen Dimension von Gewalt und Traumatisierung Rechnung getragen werden muss. Gleichzeitig ist zu berücksichtigen, dass **machtkritisches** Arbeiten selbst spezifische Belastungen mit sich bringt, so dass ein besonderes Augenmerk auf individuellen und kollektiven selbst- und fürsorgenden Praktiken erforderlich und hilfreich ist. Diese Belastungen können sich in rassismus- und **diskriminierungskritischen**⁴ Arbeitsfeldern je nach eigener gesellschaftlicher **Positioniertheit**, eigenen biografischen Bezügen und charakterlichen Aspekten sowie konkretem Arbeitsinhalt unterschiedlich äußern – bringt beispielsweise ein*e Trainer*in im Themenfeld Flucht eigene Rassismuserfahrungen und/oder eine eigene Fluchtbiografie mit? Und was bedeutet das im Hinblick auf seine*ihre Arbeit(sbelastung)?

Selbstsorge?!

Selbstsorge ist hier folglich nicht als individuelle Zusatzaufgabe oder Strategie der Selbstoptimierung zu verstehen, sondern als eine Praxis, die eher gegenläufig zum (neoliberalen) Leistungsprinzip und den damit verbundenen (teils internalisierten) Zwängen ist.

⁴ Diskriminierungskritik verstehe ich hier als Theorie und Praxis, die, ausgehend von der je eigenen Eingebundenheit in Machtverhältnisse wie (Hetero-)Sexismus oder Klassismus, politisch-gesellschaftliche Veränderung anstrebt (vgl. bspw. Bönkost 2016) und hierbei eine intersektionale Perspektive einnimmt.

Selbstsorge beinhaltet stets die Verbindung sowohl zu und mit sich selbst als auch zu und mit anderen – sie kann sich nur durch das Wahr- und Ernstnehmen der eigenen Ressourcen, Bedürfnisse und Grenzen entfalten und ist gleichzeitig die Basis für die Sorge um andere (vgl. Zito/Martin 2021, S.12).

Es geht nicht darum, „an sich zu arbeiten, um in Verhältnissen, die nicht in Ordnung sind, weiter zu funktionieren und diese damit aufrechtzuerhalten“, sondern darum, „da Einfluss zu nehmen, wo wir es können“ (ebd.). Selbstsorge kann also neben ressourcen- und bedürfnisorientierten Praxen zur eigenen oder kollektiven Stärkung auch kritische und widerständige (gemeinsame) Praktiken innerhalb belastender und/oder diskriminierender (Arbeits-)Strukturen und angesichts gesellschaftlicher Machtverhältnisse bedeuten – und ist gleichzeitig hierfür eine wichtige Voraussetzung. Eine gute, also stabile und liebevolle, Selbstsorge wirkt ermächtigend⁵ und soll hier nicht „nur“ als individuell gesundheitsförderlich oder gar als eine Lifestyle-Entscheidung verstanden werden, sondern auch als eine politische Praxis.

Die Voraussetzungen für gute Selbstsorge und kompetente Selbstregulation⁶ sind gleichzeitig durch individuelle Faktoren und soziales Umfeld sowie gesellschaftliche Macht- und Diskriminierungsverhältnisse bedingt bzw. beeinflusst. Unter dem Begriff Ressourcenbereich⁷ wird die „Bandbreite der Spannungs- und Erregungszustände unseres Körpers, in denen wir optimal verarbeiten“ verstanden (Hantke/Görges 2012, S. 42), also der Bereich bzw. Zustand, in dem wir gut sein, lernen oder arbeiten können, in dem unterschiedliche Hirnregionen gut zusammenarbeiten und Reize verarbeitet werden können. Der Begriff Ressourcenbereich beinhaltet, „was ein Mensch leisten kann, wenn er auf alle Möglichkeiten von Körper und Geist optimal zugreifen kann“ (ebd.). Ein breiter Ressourcenbereich kann einfacher aufgebaut werden, wenn ich „stressarm“ aufwachse; eine krisenhafte oder gewaltvolle Umgebung (häusliche Gewalt, Krieg, Armut etc.) beeinflusst schon vorgeburtlich und frühkindlich die Entwicklung des Ressourcenbereichs nachteilig.⁸ Auch viele Möglichkeiten zur Selbstsorge sind gesellschaftlich ungleich verteilt: Wer hat Zugang zu therapeutischer oder beraterischer Unterstützung und welche Erfahrungen werden mitgedacht und anerkannt?⁹ Wer hat die materiellen (finanziellen, zeitlichen...) Ressourcen für Auszeiten, Reisen oder einen Spa-Besuch? Für wen sind Yogakurse oder Angebote zur selbstsorgenden Persönlichkeitsbildung barrierearm zugänglich?

⁵ Auf die Bedeutung und Wirkung von Selbstsorge in BPoC-Empowermenträumen kann und will ich als weiße Referentin hier nicht näher eingehen. Für diesbezügliche Reflexionen und Impulse siehe z. B. Georg 2020. Zu self-care als widerständige Strategie im Umgang mit Rassismus(erfahrungen) siehe Lorde 1988.

⁶ zu Selbstregulation vgl. Sequeira 2015: Teil II, Kapitel C.3.

⁷ Andere in der Traumatheorie verwendete Begriffe und Konzepte sind z. B. window of tolerance (Toleranzfenster) oder Lernfenster.

⁸ Der Ressourcenbereich eines Menschen bleibt allerdings veränder- und formbar, d.h. auch im späteren Leben können wir positiv darauf Einfluss nehmen und eine Ausweitung des Ressourcenbereichs erreichen!

⁹ Zur mangelnden Berücksichtigung von Rassismus(kritik) in Psychotherapie siehe Muriel 2020, zur Auseinandersetzung mit Rassismus in dominant weißen Beratungs- und Therapiestrukturen im Kontext Flucht siehe BAfF 2020.

Im Sinne eines breiten, gesellschaftliche Faktoren miteinbeziehenden Traumaverständnisses wird deutlich, wie auch Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen (d. h. anhaltender/wiederholt erlebter Stress) Traumatisierungsprozesse bewirken bzw. begünstigen und die Entwicklung des Ressourcenbereichs beeinflussen können: Auch solche Erfahrungen, also „tägliche Erschütterungen des Selbst“ (Yeboah, zitiert in Enge/Gahleitner 2021), können traumatische Reaktionen und Symptome wie Schlafstörungen oder Kopfschmerzen hervorrufen. Dies umso mehr, weil körperliche und psychische Erholungsphasen von Menschen, die negativ von Rassismus und Diskriminierung betroffen sind, immer wieder durch Alltagserfahrungen wie strukturelle Benachteiligungen und **Mikroaggressionen** unterbrochen werden (ebd.).

Trauma ist zunächst nicht als Krankheit einzustufen, sondern als eine „gesunde“ Reaktion auf Situationen, die den Organismus überfordern, auf (anhaltende) Gewalt oder auf überwältigende Ereignisse – eine Reaktion, die der Person die akute Bewältigung des Erfahrenen und Erlebten und das Überleben ermöglicht.¹⁰ Traumatisierte Menschen und von Rassismus und Diskriminierung negativ betroffene Menschen nutzen diverse Ressourcen und Strategien im Alltag und in der professionellen Praxis. Heilsame Prozesse, Ein- und Verbindung wie auch Widerstand, solidarische Strategien und das Nutzen individueller sowie kollektiver Ressourcen können „posttraumatische Wachstumsprozesse“ ermöglichen (Enge/Gahleitner 2021). Eine explizit rassismus- und diskriminierungskritische, **traumainformierte** Praxis, u. a. im Arbeitskontext, kann hierbei zuträglich sein.

Traumasesensible machtkritische Bildungs- und Arbeitsräume

Will ich also einen Bildungs- oder Arbeitsraum traumasesensibel gestalten, bedeutet das auch, ihn möglichst diskriminierungsarm zu gestalten. Gleichzeitig wissen wir, dass es keine diskriminierungsfreien Räume gibt; die Allgegenwart und Alltäglichkeit von Machtverhältnissen macht das Beenden etwa von rassistischer Gewalt – verstanden hier als potenziell (re)traumatisierende bzw. „stressende“ Situation – unmöglich: Was kann in dem Fall ein „sicherer Ort“¹¹ sein? (vgl. Sequeira 2015)

¹⁰ Hier geht es mir um eine Haltung und eine Sichtweise, mit der ich mich dem Themenfeld nähere. Diese versucht u.a., auf eine pathologisierende Analyse zu verzichten. Gleichzeitig haben traumatische Erfahrungen und Prozesse i.d.R. kurz-, mittel- und langfristige gesundheitliche Auswirkungen – wie bspw. Symptome im Zusammenhang mit Traumafolgestörungen – so dass Betroffene sich teilweise selbst und ggf. phasenweise als "krank" erleben und beschreiben.

¹¹ „Sicherer Ort“ oder „Wohlfühlort“ ist eine in der traumatherapeutischen bzw. traumapädagogischen Arbeit häufig verwendete, auf Luise Reddemann u. a. zurückgehende, Imaginationsübung. Gleichzeitig ist es für **traumasesensibles** Arbeiten auch im wörtlichen/materiellen Sinne notwendig, Sicherheit (im Sinne von Verlässlichkeit, Rollenklarheit, räumlicher Situation, Abwesenheit von Gewalt u. ä.) herzustellen. Zu Ablauf und

Wie erwähnt sind Mitarbeiter*innen in Berufsfeldern wie der rassismuskritischen Arbeit einem erhöhten Risiko ausgesetzt.

Zum einen setzen sie sich inhaltlich – z. B. über die Texte, die sie lesen und bearbeiten – permanent mit einer belastenden Thematik auseinander. Zum anderen bezeugen und erleben sie als Expert*innen gesellschaftlichen und medialen Rassismus, bezeugen und erleben ihn am eigenen Arbeitsplatz (im Workshop, bei der Beratung von Institutionen, im Team...), „arbeiten mit ihm“ privat, aktivistisch, beruflich und sind häufig selbst persönlich negativ von ihm betroffen und/oder bezeugen ihn in familiären und anderen nahen Beziehungen. Nicht selten bekommen sie auch Hassmails und sind mit Bedrohungen und Angriffen konfrontiert. Die eigene gesellschaftliche **Positioniertheit** ist hier hinsichtlich emotionaler und körperlicher Belastungen wie Stress sicher von besonderer Bedeutung.

Selbstsorge, Fürsorge und Psychohygiene¹² sind also auch in **machtkritischen** Bildungs- und Arbeitsräumen – ebenso wie bspw. im sozialarbeiterischen Kontakt mit traumatisierten Klient*innen – besonders relevant und verdienen Aufmerksamkeit. Beginnend bei der einzelnen Person müssten Selbstsorge, Fürsorge und Psychohygiene im Sinne einer Nachhaltigkeit auf der Ebene des Teams, des Vereins, der Struktur weiter- und mitgedacht werden bzw. sollten vorhandene Praxen der Selbstsorge ge- und verstärkt werden. Im Folgenden sollen anhand fragender Reflexion Handlungsebenen verdeutlicht und blitzlichtartige Anregungen gegeben werden. Diese Anregungen sind vor dem Hintergrund angemessener und wohlbefindensorientierter Arbeitsbedingungen zu verstehen – strukturelle Probleme (Unterbezahlung, andauernde Überarbeitung der Mitarbeiter*innen, institutionelle Diskriminierung u. ä.) können durch gute Selbstsorge allein nicht gelöst werden!

Somit werden abschließend sowohl Perspektiven im Sinne der Selbstsorge in **machtkritischen** Arbeitsfeldern als auch **machtkritische** Perspektiven für **traumasesensibles** Arbeiten eröffnet.¹³ Voraussetzung hierfür ist die Anerkennung der spezifischen und je nach **Positioniertheit** und Biografie unterschiedlichen Belastung(en) im Feld Rassismus- und **Diskriminierungskritik** – dies sowohl auf individueller Ebene als auch auf der Ebene der Arbeitsstruktur (also bspw. durch das Team, die Geschäftsleitung, die Teamleitung, den Vorstand usw.). Des Weiteren sind das Wahrnehmen und die Wertschätzung von Bedürfnissen und Grenzen als wichtige Voraussetzungen bzw. erste Schritte zu nennen. Dies mag zunächst banal klingen, erfordert aber meist Sensibilisierung, Auseinandersetzung, Zeit und Übung.

Anwendung der Imaginationsübung siehe Hantke/Görges 2012: Teil II, Kapitel 5.2.

¹² Psychohygiene meint hier konkrete Maßnahmen, wie Übungen, Verhaltensweisen oder Lebensgewohnheiten, die dem Erhalt oder der Herstellung psychischer Gesundheit bzw. psychischen Wohlbefindens dienen (vgl. <https://www.gesundheit.gv.at/lexikon/p/lexikon-psychohygiene>).

¹³ Diese Auflistung ist weder vollständig noch für jeden (Arbeits-)Kontext passend, soll aber erste Anregungen zur Selbstsorge in den genannten (Arbeits-)Kontexten geben und sollte dort diskutiert und ggf. erweitert bzw. konkretisiert werden.

In der Folge bedeutet dies für das Ausprobieren und Umsetzen selbstsorgeorientierter Praktiken im Arbeitskontext, aber auch in aktivistischen Kontexten, oft, dass hierfür materielle, zeitliche und ggf. personelle Ressourcen geschaffen oder freigegeben werden müssen: Kann zum Beispiel eine ressourcenorientiert-arbeitende Supervision oder die Moderation eines Empowermentraums organisiert und bezahlt werden? Wer kümmert sich um die Umsetzung? In all dem ist eine fehlerfreundliche und prozessorientierte Haltung gegenüber sich selbst und den Kolleg*innen sowie gegenüber dem Erlernen neuer, selbstsorgender Praxen hilfreich – konstant und gut für sich zu sorgen, sollte nicht zu einer Erwartungshaltung gegenüber sich selbst oder anderen werden, die für weiteren Stress und Druck sorgt.

Selbstsorge im Kontext: Fragen zur Reflexion

A) Perspektiven für die persönliche Praxis, für Teams und den Arbeitskontext

- Wie sind die strukturellen Bedingungen des Arbeitsfeldes, wie die konkreten Arbeitsbedingungen im Verein, der Institution, der Struktur? Wie sind etwa die personelle Situation oder der Umgang mit Arbeitszeiten, Überstunden und Pausen?
- Welche Rituale zur Selbstsorge für den Arbeitsplatz sind bekannt bzw. können eingeführt werden? Welche werden im konkreten Setting als besonders hilfreich empfunden?
- Inwieweit werden am Arbeitsplatz (im Verein, der Institution usw.) die eigene **Positioniertheit**, Biografie und der eigene Arbeitsbereich hinsichtlich hiermit verbundener Belastungen reflektiert? Gibt es Räume, in denen eine solche Reflexion angeregt bzw. durchgeführt werden kann und/oder Impulse zur individuellen Auseinandersetzung? Welche Belastungen bringen die Inhalte des Arbeitsfeldes für wen mit sich, und wie wird dem begegnet?
- Was tue ich selbst hinsichtlich Selbstsorge im Privaten und am Arbeitsplatz? Was tut mir gut? Trete ich für meine Bedürfnisse ein? Gibt es Rituale, die ich durchführe oder mir angewöhnen möchte (z. B. eine morgendliche Körperübung, wohltuende Musik in der Mittagspause, eine „Ablage“ für Belastendes zum Abschluss des Tages¹⁴? Wann nehme ich mir Pausen, (wie) nehme ich meinen Körper wahr und wie halte ich es mit Arbeitszeiten und Überstunden? Habe ich Hobbys, die nichts mit dem Themenfeld zu tun haben? Was lese ich wann?
- Wie wird mit tagesaktuellen Belastungen durch gesellschaftliche Ereignisse – wie rassistische Anschläge oder diskriminierende Diskurse und Politiken – im Team und der Arbeitsstruktur umgegangen? Welche heilsamen Möglichkeiten der Bezugnahme und Unterstützung gibt es auf kollegialer und gesellschaftlicher Ebene, wie kann solidarisches Handeln aussehen? An welchem Punkt ist für wen Abgrenzung möglich und hilfreich?
- Was kann Empowerment bzw. **Power-Sharing** in diesem Zusammenhang bedeuten?

¹⁴ Zu Ablauf und Anwendung der Tresor- oder Zwischenlager-Übung (Imaginationübung) siehe Hantke/Görges 2012: Teil II, Kapitel 5.1

- Haben Emotionen und Austausch über Belastendes Raum am Arbeitsplatz? Wo (nicht)? Wer gestaltet und hält diese Räume? Wird Emotionalität allen gleichberechtigt zugestanden? (Wie) W/wird Emotionalität (bei wem) bewertet? Spielen stereotype Zuschreibungen eine Rolle? Mit wem ist vertrauensvoller Austausch möglich und passend?
- Wie ist das Verhältnis von Verbindung und Abgrenzung im Team? Wo sind gemeinsame (Austausch-)Räume hilfreich, wo braucht es eher **safer spaces**? Welche Methoden und Prinzipien wirken stärkend in diesen Räumen, welche Verfahrens- und Umgangsweisen sind eher kontraproduktiv, erhöhen also die gefühlte Belastung?
- Werden Sicherheit und Orientierung durch Rollenklarheit, (gemeinsam) definierte und kommunizierte Zuständigkeiten und Transparenz hergestellt? Sind Verfahrens-, Sprech- und Kommunikationsweisen gewaltarm? Gibt es Schutzkonzepte, Unterstützung und Verfahrensweisen/Know How im Umgang mit Hassmails u. ä.? Wie kann sich der Verein/die Institution u. ä. dem Ziel eines „sicheren Ortes“ annähern?
- (Wie) W/wird Mitarbeiter*innen Unterstützung angeboten, wo können sie niedrigschwellig um Hilfe bitten – insbesondere bei Aufgaben, die ihnen aufgrund ihrer gesellschaftlichen **Positioniertheit** oft nicht primär zukommen/wo wenig Erfahrungswissen existiert?
- (Wie) W/werden (kleine) Erfolge gewürdigt und gefeiert?

B) Perspektiven für die Bildungs- und Workshop-Arbeit

- Was brauchen die Teamenden individuell und voneinander, um sich in der Vorbereitung und Durchführung der Workshop-Arbeit sicher, orientiert und angeregt, also im Ressourcenbereich, zu bewegen? Welche Absprachen sind hilfreich?
- Wie können Pausen und prozessorientierte, flexible „Unterbrechungen“ bei der Konzeption berücksichtigt werden und und kann gleichzeitig die Vermittlung der Kerninhalte gewährleistet werden?
- (Wie) W/wird das Lernen jenseits des rein Intellektuellen berücksichtigt? Können körper- und bewegungsorientierte Übungen integriert werden? Mit welchem Ziel?
- Bietet das Konzept unterschiedliche Möglichkeiten, sich zu den Inhalten in Beziehung zu setzen?
- Welcher Umgang mit Verletzungen und Belastungen kann für die Dauer des Workshops etabliert werden? Welche Rolle spielen dabei Dauer/Häufigkeit und Format der gemeinsamen Arbeit? Was liegt diesbezüglich in der Verantwortung der Teamer*innen, individuell und gemeinsam, und welche Absprachen/Arbeitsteilung können vereinbart werden?
- An welchen Stellen braucht es einen gemeinsamen Raum und an welchen sind **safer spaces** nötig oder sinnvoll?
- Können Elemente der Psychoedukation, also der Vermittlung von Wissen über z. B. (den Umgang mit) Belastung, Stress und (körperlichen) traumatischen Reaktionen, in **machtkritischer** Workshop-Arbeit integriert werden? Wann/wo ist das sinnvoll, wann eher eine Überfrachtung/Überforderung?

C) Perspektiven für die Beraterische Praxis

- Welches Wissen ist über die Lebenssituation der Klient*innen vorhanden und woher kommt dieses Wissen? Welche Rolle spielt die eigene **Positioniertheit** und wie kann eine tragfähige Beziehung hergestellt werden? Welche Perspektiven und welches Erfahrungswissen sind durch die Teamzusammensetzung vertreten?
- Wem ist die Beratungsstelle (nicht) zugänglich, wer kann sich dort willkommen und sicher fühlen?¹⁵
- Wie hoch ist die Arbeitsbelastung der konkreten Beratungsstelle und wie wird hoher Belastung begegnet? Welche Rolle spielen strukturelle Faktoren wie die Anzahl der Berater*innen-Stellen, Arbeitsplatzsicherheit oder die Bezahlung?
- Wo können Netzwerkarbeit und Kooperationen entlasten?
- Wo ist politische (Lobby-)Arbeit sinnvoll in der Auseinandersetzung mit strukturellen Problemen? Wird ihr genug Zeit eingeräumt? Wo erleben sich Mitarbeiter*innen und Klient*innen als handlungs-/wirksam? Wie ist das Verhältnis von individueller Stärkung und politischer Arbeit?
- Welche Rolle kann **traumasensibles** Arbeiten in der Beratungsstelle spielen? Gibt es hier bereits praxisrelevante Kompetenzen und wie können diese aufgebaut, weitergegeben oder vertieft werden?
- Welches Wissen und welche Möglichkeiten haben die Berater*innen, um sich selbst und den Klient*innen traumatische Reaktionen zu erklären (→ Psychoedukation) und dieses Wissen machtkritisch zu reflektieren?
- Wird Selbstsorge als wichtige Kompetenz thematisiert? Welche Ressourcen und Ideen werden Berater*innen an die Hand gegeben? Gibt es Hinweise und Kompetenzen zur Vermeidung von Sekundärtraumatisierung?

¹⁵ Hinweise und Anregungen zum Themenfeld rassismuskritische Raumgestaltung finden sich im Text „Rassismuskritisch atmen“ lernen auf S. 18 in dieser Broschüre.

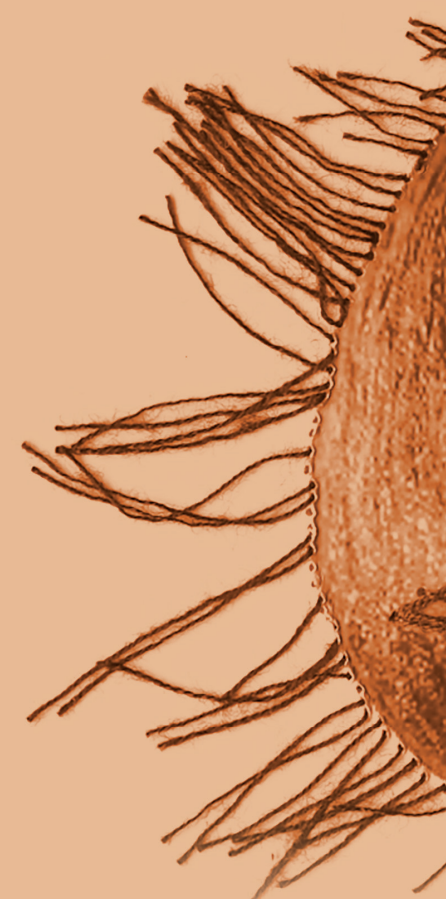


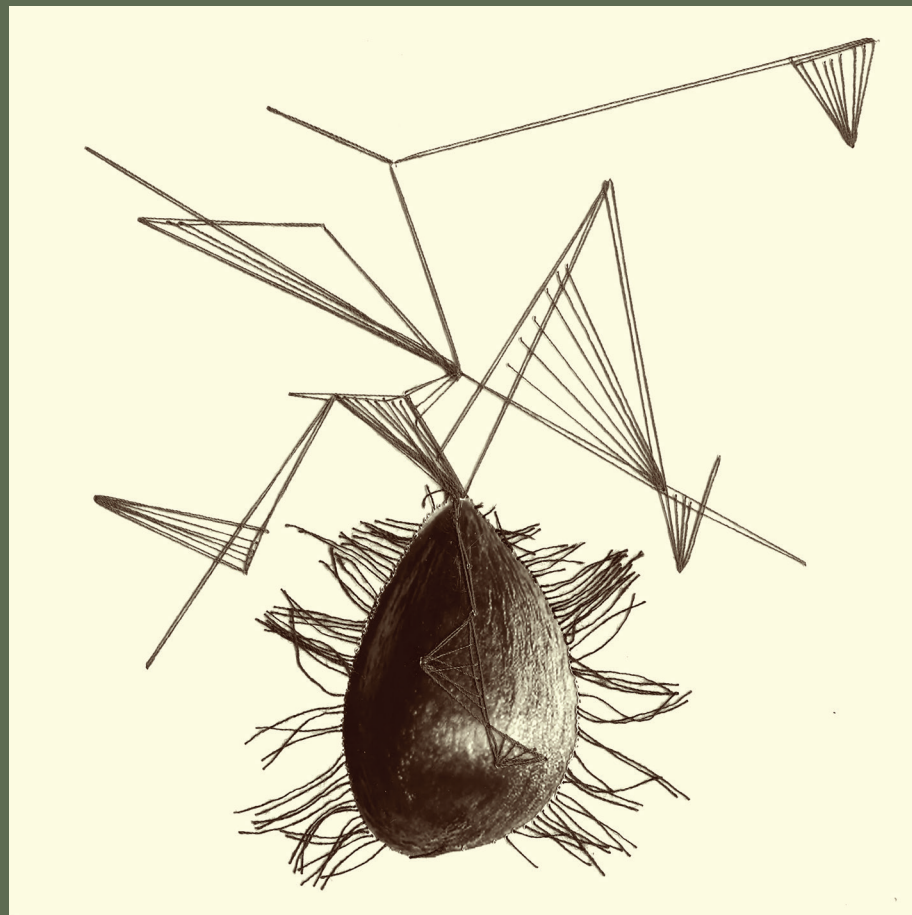
Literatur:

- » BafF-Zentren, Teigler/Krebs (2020): Wir müssen reden. Rassismus thematisieren in mehrheitlich weißen Beratungs- und Therapiestrukturen im Kontext Flucht, online verfügbar: http://www.baff-zentren.org/wp-content/uploads/2020/11/BAfF_Wir-muessen-reden_2020.pdf
- » Bönkost, Jule (2016): De-Stabilisationsdreieck: Ein Werkzeug für diskriminierungskritische Lehre, veröffentlicht bei ARiC Berlin e.V.
- » Charf, Dami (2018): Auch alte Wunden können heilen. Wie Verletzungen aus der Kindheit unser Leben bestimmen und wie wir uns davon lösen können, München: Kösel.
- » Enge Robert und Gahleitner, Silke Birgitta: „Die unbenannte Realität: Rassismus und Trauma“, in: Sozialmagazin 1-2.2020, 45. Jg., Weinheim: Beltz Juventa.
- » Georg, Mariela: „Critical Wellness: Der Link zwischen politischem Aktivismus und Self-care.“, tbd*community vom 31.8.2020, online verfügbar: <https://www.tbd.community/de/a/critical-wellness>
- » Hantke/Görges (2012): Handbuch Traumakompetenz. Basiswissen für Therapie, Beratung und Pädagogik, Paderborn: Junfermann.
- » Karpenstein/Flory/Teigler: „Trauma und Traumasensibilität in der Arbeit mit jungen Geflüchteten“, in: Sozialmagazin 1-2.2020, 45. Jg., Weinheim: Beltz Juventa.
- » Keilson, Hans (1979): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen, Stuttgart: Enke.
- » Kilomba, Grada (2008): Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism, Münster: Unrast.
- » Menakem, Resmaa (2017): My Grandmother's Hands. Racialized Trauma and the Pathway to Mending Our Hearts and Bodies, Las Vegas (Nevada): Central Recovery Press.
- » Lorde, Audre (1988): A Burst of Light and Other Essays, Ann Arbor (Michigan): Firebrand Books
- » Muriel, Lucía: „Rassismus ist bis heute ein blinder Fleck in der Psychotherapie“, ze.tt (Zeit Online) vom 28.08.2020, online verfügbar: <https://ze.tt/rassismus-ist-bis-heute-ein-blinder-fleck-in-der-psychotherapie/>
- » Sequeira, Dileta (2015): Gefangen in der Gesellschaft – Alltagsrassismus in Deutschland. Rassismuskritisches Denken und Handeln in der Psychologie, Marburg: Tectum.
- » Sequeira, Dileta/May, Isabell (2019): Erkennen lernen. Rassismus, Diskriminierung, Traumata und die eigenen Vorurteile in der pädagogischen Arbeit mit Geflüchteten, Duisburg: ARIC-NRW (Hrsg.), online verfügbar: https://www.aric-nrw.de/files/aricnrw/docs/pdf/Handreiche_DaZ.pdf
- » Vu, Vanessa/Zeit Online: „Heute liebe ich mich so, wie ich bin.“, Zeit Online vom 19.06.2018, online verfügbar: <https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2018-05/selfcare-selbstsorge-selbstliebe-audre-lorde-fotoserie>
- » Yeboah, Amma (2017): „Rassismus und psychische Gesundheit in Deutschland“, in: Rassismuskritik und Widerstandsformen, Wiesbaden: Springer VS, S. 143-161.
- » Zito, Dima und Martin, Ernest (2021): Selbstfürsorge und Schutz vor eigenen Belastungen für Soziale Berufe, Weinheim: Beltz Juventa.

„Eine Unterbrechung dieses Anspruchs – Informationen liefern zu müssen, als Expertin bereit zu stehen, für alles verantwortlich zu sein – ist durchaus möglich. Das ist mir auch gerade in Richtung von Fachkräften of Color wichtig, das zu sagen. Und Angebote zur Self-Care bzw. zum Erlernen von Self-Care wahrzunehmen. Zum Erlernen von dem Gefühl „Ich darf mich um mich selber kümmern.“ Wie sehr auch das eine politische Aufgabe ist und eine, die im Zuge pädagogischer Räume stattfinden kann.“

Cecil Arndt beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020





„Take Yourself Seriously!“

Das Interview mit Dr. Amma Yeboah führten Cecil Arndt und Isabell May

Cecil: Dann starte ich mal mit der ersten Frage: Wer bist du als professionelle Person, wenn du das so abgrenzen möchtest? In welchen Feldern arbeitest du und wie bist du dahin gekommen?

Amma Yeboah: Wer ich als professionelle Person bin, ist komplex. Manchmal bin ich Psychiaterin und Psychotherapeutin, mal bin ich mehr in der Neurowissenschaft, mal bin ich Empowerment-Trainerin, mal bin ich Antirassismus-Trainerin, im Moment bin ich hauptsächlich Supervisorin und Dozentin. Auch meine Funktionen als Mutter und Schwester werden gelegentlich fokussiert. Und manchmal begleite ich Leitungspersonen im Rahmen eines Coaching-Prozesses. Zusätzlich habe ich Studierende, die ich sowohl als Coachin, als auch Dozentin begleite. Je nach Kontext erfülle ich eine bestimmte Funktion. Mir ist wichtig, meine Funktionen nicht als Identität zu begreifen. Eine gelebte Multiprofessionalität mit unterschiedlichen Funktionen.

Cecil: Auch eine Multiprofessionalität, die sich sehr wahrscheinlich wechselseitig informiert, oder?

Amma Yeboah: Ja. Ursprünglich wollte ich Physik studieren. Ich bin viel mehr Naturwissenschaftlerin als Medizinerin. Wenn ich in einer Welt leben würde, in der Geschlecht, Rassifizierung, Klassismus, Ableismus und sexuelle Orientierung keine Rolle spielen würden... in einer Welt, in der ich einfach nur Mensch wäre, dann würde ich mich am ehesten für die Physik interessieren. Mich interessieren Atome und Sterne, ich wäre Astrophysikerin. Aber nun ja, wir haben eben die ganzen Ismen als Ausdruck einer Gesellschaft, die auf struktureller Gewalt basiert. Am

Ende habe ich Humanmedizin studiert. Und jetzt bin ich multiprofessionell geworden, was nicht untypisch für Schwarze Deutsche Frauen ist. Also ich kenne kaum uniprofessionelle Schwarze Frauen in Deutschland. Das hat auch etwas mit unserer politischen Situation zu tun. Es ist schwierig, unparteilich auf die Fachdisziplinen zu schauen.

Cecil: Du hast gerade gesagt, dass du auch schon parteilich auf die Medizin schaust, und jetzt gehst du in den Bereich Rassismuskritik. Da spielt ja nicht nur deine **Positionierung** eine Rolle, sondern auch deine Parteilichkeit. War das leicht da hinzukommen? Medizin gilt als das eine Fach, das für alle die gleichen Ergebnisse bereithält.

Amma Yeboah: Das hätten wir gerne. Und dieser Traum wäre mir auch lieber als die erlebte Realität. Die Ethik der Medizin postuliert diese Narrative. Gerade in der Psychiatrie nehmen wir Bezug auf die philosophischen Aspekte der Medizin und erheben den Anspruch auf Gleichheit und Neutralität in der Profession. Letztendlich wissen wir aber, dass das Medizinsystem, so wie wir dieses in Deutschland leben, nicht ohne unsere Geschichte existieren kann, nicht ohne sozialpolitische Dimensionen betrachtet werden kann. Wir erkennen eine wissenschaftliche Medizin an, die aus der Humanbiologie hervorgeht. Und die Humanbiologie beinhaltet u.a. die Klassifizierung der Menschheit, die Systemik der Rassifizierung. Das heißt, die Einteilung und Kategorisierung der lebendigen Welt ist sehr eng gekoppelt an den Kolonialismus und an *weiße* Dominanz. Was wir also in der Medizin verstehen und praktizieren, ist u.a. Ergebnis von *weißer* Dominanz. Und weil sie ein Ergebnis von *weißer* Dominanz ist, ist sie auch diskriminierend.

Nicht alle Körper werden wertschätzend oder heilend behandelt. Wobei ich sagen muss, dass wir in der Medizin auch nicht dazu ausgebildet werden, um zu heilen, sondern um zu behandeln.

Cecil: Möchtest du uns kurz beschreiben, wie du das unterscheiden würdest?

Amma Yeboah: Unsere Behandlungspraxis basiert auf Kriterien der Diagnostik und Regeln, gemäß denen eine Behandlung zu erfolgen hat. In der Diagnostik gibt es Unterscheidungen, bestimmte festgelegte Tools, wie die Symptome zu interpretieren und wie sie auch mit Hilfsmitteln zu kategorisieren sind. Ich erhalte dann eine Diagnose und entscheide nach Leitlinien, wie mit dieser Diagnose umzugehen ist. Die gesellschaftlichen Gruppen, die für die Festlegung dieser Kriterien und Leitlinien herangezogen und/oder untersucht wurden, profitieren auch von der Behandlung. Bei einer Heilpraxis wären die eigenen Interpretationen oder das eigene Medizinsystem der Hilfesuchenden relevant für die medizinische Praxis.

Cecil: Jetzt hast du dich ja gerade auch schon selbst als multiprofessionell beschrieben. Würdest du dann sagen, dass du Heilung in deinen anderen Berufstätigkeiten jenseits der Medizin praktizierst? Ist das dort möglich?

Amma Yeboah: In jedem menschlichen Kontakt besteht die Möglichkeit auf Heilung, je nachdem, wie wir Heilung verstehen. Ich würde Heilung nicht unbedingt einer Profession zuschreiben, sondern verstehe sie im Sinne von Kontakt, Verbundenheit, vielleicht auch Überwindung von Schmerz. Dieses Konzept von Heilung ist aus meiner Perspektive in jedem menschlichen

Kontakt – und ich würde das sogar erweitern und sagen: in jedem Kontakt mit einem Lebewesen – möglich. Das heißt, auch zwischen mir und einem Baum oder einer Katze kann Heilung möglich sein. Das Lebendige ist ein Aspekt von Bewusstsein darüber, dass ich bewusst bin. Ich bin mir selbst bewusst, und wenn die Katze sich ihrer auch bewusst ist, kann durch den Kontakt Heilung entstehen. Insofern würde ich das nicht nur auf die Medizin beziehen. Die Medizin steht als Berufsbild für einen Ort, wo wir annehmen können, dass Heilung möglich ist. Das kann sein, muss aber nicht sein. Ich denke, dass wir als Ärzt:innenschaft Heilung auch immer einleiten können. Auch im Bildungskontext ist die Arbeit ohne die Idee von Heilung kaum möglich. Die Arbeit der Polizei, auch das Recht ist eine Arbeit von Heilung. Empowerment-Arbeit fokussiert ebenso Heilung.

Cecil: Du hast gerade schon Empowermenträume als Räume von Heilung angesprochen. Auch dass Beziehung Heilung sein kann, wenn wir uns unserer Beziehungen zur Selbstheilung bedienen können. Das machst du auch in deinen Workshops sehr deutlich, indem du sagst: „Ich kann mir Rassismus an einzelnen Geschehnissen anschauen, oder ich kann mir das System angucken“. Würdest du uns das Wesentliche erläutern, was den Zusammenhang von Gesundheit und Rassismus ausmacht, vielleicht auch für unterschiedliche Positionierungen? Und warum das relevant ist?

Amma Yeboah: Rassismus ist eine Struktur der Dominanz; anders ausgedrückt ist Rassismus die Verweigerung des Menschseins. Unabhängig von meiner Position in solch einer Struktur der Dominanz verhindert

Rassismus, mich als Mensch zu sehen. Das heißt, wir sitzen erstmal im selben Boot, aber nicht an denselben Stellen, und nicht mit gleicher Versorgung. Die Hierarchisierten haben mehr Luft, Nahrung, Bewegung, Entfaltungsmöglichkeiten... gesundheitlich betrachtet entwickeln die unterschiedlichen Passagiere anhand der Ressourcen, sowie des Umgangs mit diesen, unterschiedliche Erkrankungen. Wenn wir diejenigen betrachten, die keine Luft bekommen, die vielleicht erstmal schuften müssen, um sich einigermaßen zu versorgen, so hat die Position im Boot erhebliche Auswirkung auf den Körper, auf die Psyche und auf die Überlebenschancen. Gleichzeitig müssen wir erkennen, dass diejenigen, die mit der Herausforderung der Selbstversorgung zu kämpfen haben, Fähigkeiten entwickeln, mit diesen Herausforderungen umzugehen. Das stellen wir manchmal in Empowerment-Räumen fest. Jugendliche im Alter von 14-16 Jahren haben je nach **Positionierung** erstaunliche Analysen der gesellschaftlichen Verhältnisse und kreative Ideen und Umgangsformen. Sie zeigen sich resilient und schaffen Räume, wo keine existieren. Die Frage ist, wie hoch kann die Gift-Dosis sein, wie viel Herausforderung, um Resilienzen entwickeln zu können. Und welche Ressourcen müssen vorhanden sein, wann ist es ein Tropfen zu viel? Das ist genau die Grenze, an der ich mich in der Bildungsarbeit bewege. Ich würde nicht unbedingt sagen, dass die Menschen, die Rassismus erfahren, dem vollkommen ausgeliefert sind. Aus meiner Perspektive können die Menschen auch enorme Kräfte und Resilienzen entwickeln. Das liegt daran, dass unsere Evolution so funktioniert, dass Menschen unter Druck lernen. Nun können wir natürlich darüber

diskutieren, ob der Druck des Rassismus notwendig ist, um Resilienzen zu entwickeln. Aus meiner Perspektive absolut nicht! Ein Flug zum Saturn wäre mir als Herausforderung viel lieber, als dass ich im Alltag rassifiziert werde. Nur haben wir es im 21. Jahrhundert mit der Struktur des Rassismus zu tun, die bereits Jahrhunderte gewachsen ist. Diesen geschichtlichen Prozess können wir nicht mehr ändern. Also müssen wir einen Umgang finden. Aber ich würde wirklich viel lieber zum Saturn fliegen und schauen, was da so los ist.

Isabell: Du hast gerade Empowerment angesprochen, und ich erinnere mich, dass du mal gesagt hast, dass du die Notwendigkeit von Empowerment im Kontext von Rassismus nicht nur für Schwarze Menschen oder rassifizierte Menschen siehst, sondern dass auch weiße Menschen Empowerment bräuchten. Wir im Projekt würden das anders sehen bzw. beschreiben. Magst du uns das nochmal erklären, was du damit meinst?

Amma Yeboah: Die Rassifizierung trennt uns vom Potential des Menschlichen, unabhängig vom Ranking der Rassifizierung. Im Übrigen sind weiße Menschen auch rassifiziert, nur eben als Norm rassifiziert und an der angeblichen Spitze des Menschseins positioniert. Das eigene Selbstverständnis als Norm wurde u.a. als Privileg konzeptualisiert. Allerdings befassen wir uns wenig mit den psychischen Auswirkungen von Privilegien auf die Privilegierten. Es geht z.B. um die Fähigkeit, gesellschaftliche Strukturen zu erfassen und die eigene Involviertheit zu verstehen. Auch geht es um die Kosten der Privilegien. In einem global geschlossenen System zahlen wir einen Preis für alles.

Es ist ja nicht so, dass *weiße* Ärzt:innen keine Lust hätten, alle Patient:innen zu versorgen, ja, auch Schwarze Menschen adäquat zu versorgen. Aus wissenschaftlichen Studien wissen wir, dass eine erhebliche Diskrepanz zwischen dem Wollen und den Ergebnissen der ärztlichen Praxis besteht. Wie kommt das? Deshalb spreche ich auch von Empowerment für *weiße* Personen. Nicht in dem Sinne, dass sie mehr Ressourcen bekommen sollen, um BIPOCs weiter ausbeuten zu können, sondern dass sie im Kontext von Edukation diese *weißen* Privilegien und deren Bedeutung in Frage stellen. Es geht auch darum, dass sie nicht mehr getrennt sind von der globalen Menschheit, wie es der Rassismus behauptet. Und das ist Empowerment: sich selbst als Teil der Menschheit zu verstehen.

Isabell: Verstehen wir das richtig, dass du in deinen Bildungsräumen die Möglichkeit eröffnen möchtest, sich als ganzheitlich zu begreifen, um sich dadurch Heilung anzunähern?

Amma Yeboah: Die Begegnung spielt in Bildungsräumen eine große Rolle. Wir sind ein Produkt unserer Geschichte und gleichzeitig nicht an unsere Geschichte gebunden. Wir können neue Strukturen schaffen, in denen wir leben wollen. Ich bin nicht das, was meinen Vorfahren angetan wurde, sondern kann jetzt in Begegnungen und Zusammenarbeit mit anderen Menschen Neues kreieren und Neues schaffen. Genau wie neues Wissen erschaffen werden kann. Das ist auch meine Definition von Wissenschaft, nämlich Wissen zu kreieren, das uns ein Zusammenleben ermöglicht. Hier spreche ich mit bell hooks, nicht einfach Wissen von und über Menschen und Bücher/n, sondern Wissen, das uns lehrt zu leben. Und das Wissen,

das da ist, kann ich destillieren und praktizieren, sodass ich meine Ziele erreiche. Und wenn das nicht klappt, machen wir ein neues Experiment. Also ich trenne Bildungsarbeit nicht so sehr von Empowermentarbeit. Manchmal verschreibe ich auch Medikamente, und selbst da ist immer die Begegnung zentral. Es ist wichtig, Raum für Begegnung zu schaffen, der Bildungsraum gehört dazu.

Cecil: Du hast gerade gesagt „Raum schaffen“. Wie notwendig ist es denn, den Raum zu halten im Bereich Empowerment, auch aus deiner Erfahrung als Psychiaterin und Psychotherapeutin heraus?

Amma Yeboah: Wenn ich an einen physikalischen Raum denke, dann kommt es darauf an, dass die Mauern da sind, ein Dach, damit es nicht regnet... auch die Möbel. Also eine gute Infrastruktur für die Begegnung. Raum halten wäre die innere Infrastruktur. Empowermentarbeit und auch die ärztliche Tätigkeit beinhalten u.a. den Raum zu halten, den wir schaffen, die Menschen, die mit mir im Kontakt sind, zu halten. Und sie dann auch wieder zu entlassen. Also nach der Begegnung die Tür aufzumachen und sie rauszuschicken. In dem Kontext von Empowerment sehe ich keinen großen Unterschied zwischen Außenwelt und Innenwelt. Eine Person kann nicht außerhalb ihres Bewusstseins agieren. D. h., wenn ich Bildungsarbeit leiste, kann ich das nicht machen, wenn die Person nicht mit mir im Raum ist. Also wenn ich ein Seminar in einem Raum in Berlin beginne und die teilnehmende Person sitzt irgendwo in Düsseldorf, kann ich keine Bildungsarbeit machen, denn wir teilen keinen gemeinsamen Raum.

Genauso sehe ich es mit der Innenwelt. Wenn es in meiner Psyche keinen Raum gäbe, um der Person zu begegnen, dann würde Bildungsarbeit, Empowermentarbeit nicht funktionieren. Und das können wir lernen: Die Türen, die wir nach außen öffnen, auch nach innen zu öffnen.

Cecil: Bildungsarbeit klingt auch nach etwas, was wir vor allem mit dem Kopf machen müssten, was wir analytisch machen müssten. Aber alle anderen Sinne, bzw. dass wir ja auch komplett mit allen Sinnen in der Welt sind, das wird da außen vor gelassen. Die Schwierigkeit ist an der Stelle, dass die Welt darauf ausgelegt ist, dass wir uns auf jemanden berufen können, dass wir zitieren können, dass wir den Wissensbestand einmal gepackt haben müssen, um hörbar zu werden. Ohne das machen wir bspw. keinen akademischen Abschluss. Daran musste ich gerade denken, als du meintest, dass *weiß* positionierte Menschen bestimmte Erfahrungen dadurch ausgeschlossen haben, dass sie sich als normal erfahren. In deinen Workshops redest du auch über eine bestimmte Idee von *whiteness*, die nicht *Weiß*-sein ist, sondern dass dieser Bewusstseinszustand so sehr eingeschrieben ist, dass er nicht mehr erkennbar ist. Du hast das als Gesamtheit rassistischer Praktiken beschrieben.

Amma Yeboah: Ein wesentlicher Aspekt von Dominanzstrukturen wie *Whiteness* ist die Berufung auf „Kopf“ und die Abwertung bzw. Ausblendung von den Wissensbeständen des Körpers, den wir nicht dem Kopf zuordnen. Das Patriarchat lädt uns ebenfalls dazu ein, „Kopf“ zu zentrieren. Doch was ist das eigentlich, dieser Kopf? Sind es nicht etwa Ideen, Gedanken, Konzepte, Wissen-Schaffen von Menschen? Es geht also auch um die Frage, wessen Wissen „Kopf“ sei.

Welches Wissen von wem gilt als Wissenschaft? Ich glaube, die Referenz, das Zitieren, die Berufung... so reproduzieren wir, so schaffen wir *Whiteness*. Empowerment bedeutet auch Wissen-Schaffen. Reicht es, wenn ich das Wissen produziere? Würde es dir, euch genügen, wenn ich sage: „Das habe ich geschrieben“ oder „Ich habe das gesagt“ und fertig. Ohne Bezug, ohne Referenz. Das Dekonstruieren von *Whiteness*, was u.a. Dekolonisation genannt wird, beinhaltet auch die Praxis, jenseits der Referenzzentren zu schauen. Gibt es an den marginalisierten Orten Wissens-Wertes?

Cecil: Was würdest du denn uns Bildungsarbeiter:innen oder Multiplikator:innen sagen, um Anforderungen, institutionelle wie strukturelle, hinter uns zu lassen und eben diese neuen Räume zu entwickeln?

Amma Yeboah: Das Tolle ist, es müsste gar nicht so neu sein. Es wurde wahrscheinlich bereits alles beschrieben, zumindest existiert schon sehr viel. Vielleicht nicht unbedingt aus *weißer* Perspektive legitimiert, vielleicht ist das die Blockade? Ob *weiße* Wissenschaften Wissen legitimieren müssen? Möglicherweise geht es nicht so sehr darum, etwas Neues zu kreieren, als vielmehr darum, Mensch in all seiner Vielfalt, auch Vielfalt seines Wissen-Schaffens zu verstehen. Und dass es eben nicht die eine Wahrheit gibt. Schauen wir uns all die Dominanzstrukturen an, finden wir immer wieder ähnliche Konzepte. Wir finden das Konzept der einen Wahrheit statt der erlebten Realität der sehr vielen Wahrheiten.

Wir finden in Dominanzstrukturen das Konzept der Trennung statt Variationen, bei denen gar keine Trennung möglich ist. Wir sehen, wie viel Gewalt durch institutionelles Wissen weitergelebt wird. Das hat natürlich auch etwas mit unserer Kirche zu tun. Das Wissen um den Glauben ist nicht das Problem, sondern das daraus resultierende institutionelle Wissen, das besagt: Das ist die eine Wahrheit. Das ist sehr schwierig. Es können viele Wege existieren, um institutionelle Gewalt hinter uns zu lassen.

Cecil: Was ist denn mit Traumata, die sich konkret auf Rassismus beziehen? Ich weiß, eigentlich kann man das nicht voneinander trennen. Sind die unterschiedlich verteilt für unterschiedlich positionierte Menschen, und was sind Wege, um Retraumatisierung zu vermeiden? Bspw. die Arbeit in getrennten Räumen, weil Rassismus unterschiedliche Traumata erzeugen kann?

Amma Yeboah: Viele Faktoren schaffen einen Raum. Wenn ich all die Faktoren berücksichtige, die ich als Amma Yeboah brauche, um Empowermentarbeit zu leisten, und ich habe all die Anforderungen erfüllt, u.a. im Sinne von Zeit, Infrastruktur, Gesundheit, eigenen psychischen und funktionellen Ressourcen... dann würde ich keine Trennung zwischen Schwarzen und *weißen* Räumen vornehmen. Die Notwendigkeit, Räume zu trennen, rührt daher, dass die Ressourcen, die nötig wären, um diese gemeinsame Arbeit zu leisten, nicht zur Verfügung stehen, und die Akteur:innen sich dessen häufig nicht bewusst sind. Das heißt, die Akteur:innen sind sich nicht dessen bewusst, welche Ressourcen notwendig sind, um einen gemeinsamen Raum zu

schaffen und diesen auch zu halten. Wenn die Bedingungen günstig sind und die Ressourcen zur Verfügung stehen, trenne ich meine Gruppen nicht.

Cecil: Jetzt hast du auch gerade von inneren Ressourcen gesprochen. Und ich erinnere mich an den letzten Workshop, den ich mitgemacht habe, da hast du am Ende gesagt: „Wenn ihr euch wundert, wie ich die ganze Zeit so präsent sein kann, während ich über Rassismus rede, dann sage ich euch, ich bin in meiner Wut, und das empfehle ich euch auch – eure Wut und weitere Gefühle ernst zu nehmen.“ Welche Rolle spielen denn da auch Gefühle und das Benutzen vermeintlich schlechter Gefühle wie Wut für Präsenz? Welche Möglichkeit der Gestaltung gibt es, um Gehör zu finden?

Amma Yeboah: Das ist nicht nur für diese Art von Arbeit wichtig, sondern auch für das Menschsein. Ich brauche alles, meine Gefühle, meinen Körper, meine Gedanken, meine Energie..., weil das etwas mit unserer Physiologie zu tun hat. Die Hunde, unsere Lieblingshausfreund:innen, machen das von sich aus wunderbar. Sie schreiben keine Konzepte und leben wunderbar. Und wenn wir mit ihnen im Spiel sind, sind sie präsent, warten aufmerksam und fokussiert auf den Wurf, rennen los, fangen. Wenn sie uns beobachten und darauf warten, dass wir den Ball werfen, das ist Präsenz. Körperhaltung, Fokus, keine Gedanken, die sie ablenken. Auch in der Bildungsarbeit und der Empowermentarbeit brauchen wir Präsenz. Die Bezugnahme auf Gefühle ist für mich als Psychiaterin wesentlicher Bestandteil meiner Begegnung. So kann es auch Inhalt einer Bildungsmaßnahme sein, dass all das, was ich bin, willkommen ist. Wenn meine Gefühle vor der Tür warten müssen, um

Bildungsarbeit leisten zu können, dann bin ich getrennt. Es gibt übrigens keine guten oder schlechten Gefühle. Wut ist eine wichtige Information ebenso wie Trauer. Freude ist wunderbar genau wie die Angst. Ich liebe meine Angst.

Isabell: Wir stellen in unserer Arbeit, aber auch in unserer Broschüre, die These auf, dass Menschen, die in diesem Bereich arbeiten, besonderen Belastungen ausgesetzt sind. Also in dem Sinne, dass sie in einer rassistisch strukturierten Welt leben und sich gleichzeitig damit permanent im Beruf beschäftigen. Hast du zum Thema Selbstfürsorge vielleicht noch Hinweise für die Leser:innen von diesem Interview?

Amma Yeboah: Selbstfürsorge wurde in den letzten Jahren sehr fokussiert. Ich finde das im Großen und Ganzen notwendig und habe gleichzeitig oft das Gefühl, dass in erster Linie der kommerzielle Konsum im Fokus ist: Massage, Wellness-Urlaub, noch ein Yogakurs... Wer sich das leisten möchte, kann natürlich diese Angebote annehmen. Für mich ist Selbstfürsorge eine Alltagspraxis. Denn die (Dominanz-) Strukturen, in denen wir leben, sind Alltagsstrukturen, deshalb sehe ich aus logischen Gründen Selbstfürsorge als Alltagspraxis. Konkret heißt das, dass ich nach diesem Interview keinen Anschlusstermin einplane. Nach einem Termin gehe ich erstmal spazieren oder mache Atemübungen. Das Prinzip heißt, Termine mit Zwischenräumen einplanen. Das ist eine Alltagspraxis. Wenn ich während einer Sitzung merke, die Person ist mir nicht zugewandt und hat kein Interesse an Begegnung, dann bedeutet Selbstfürsorge auch, diese Person über

meine Wahrnehmung zu informieren und die Sitzung zu beenden. Und der Tag ist nach der verkürzten Sitzung weiterhin schön! Selbstfürsorge bedeutet für mich auch, ausreichend zu schlafen, auf ausreichende Bewegung zu achten, liebevolle Beziehungen zu pflegen, regelmäßig zu essen, regelmäßig und ausreichend zu trinken. Ich weiß, wenn ich kein Wasser trinke und 30 Minuten rede, dann werde ich unleidlich. Das heißt dann konkret, dass ich nie ohne Wasser in eine Sitzung gehe. Auch das ist Teil der Alltagspraxis der Selbstfürsorge; auf meine Bedürfnisse zu achten. Das heißt nicht, dass das immer klappt. Es gibt auch Sitzungen, nach denen ich merke, dass es schwierig war, den Raum zu halten, dass ich viel Energie investiert habe. Dann kann es sein, dass weitere Sitzungen für den Tag verschoben werden. Selbstfürsorge bedeutet für mich auch, in Räume zu gehen, wo ich gehalten, umarmt, getröstet werde. Auch gemeinsam kochen und feiern. Auch das ist Alltagspraxis der Selbstfürsorge.

Cecil: Das klingt nach Klarheit und danach, sich die Erlaubnis dafür zu geben, sich auch jenseits der strukturellen Wege den eigenen Weg zu suchen.

Amma Yeboah: Wenn wir neue Ergebnisse wollen, ist es unwahrscheinlich, dass wir mit denselben Tools welche bekommen. Allein das ist Grund genug, teilweise eigene Wege zu gehen und Dinge auszuprobieren. Es gibt Organisationen, die Power napping am Arbeitsplatz ausprobieren. Manche gestalten Ruheräume, also Räume für Träume.

Cecil: Jetzt wünsche ich mir noch ein Interview zum Thema „Träumen“... Zum Schluss ist vielleicht nochmal eine Gelegenheit zu sagen, was du gerne unserer Zielgruppe mitgeben willst. Also Pädagog:innen, Fachkräften, Bildungsarbeiter:innen.

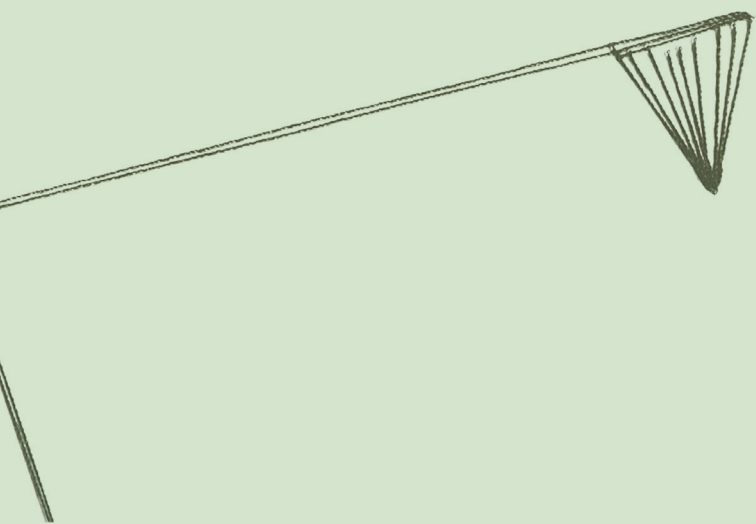
Amma Yeboah: Sich selbst ernst nehmen. Die eigene Wahrnehmung, die eigenen Gefühle und die eigenen Gedanken. Wenn ich mich selbst ernst nehme, ist es sehr schwer, mein Gegenüber nicht ernst zu nehmen. Außerdem bedeutet es auch, dass ich meine Arbeit ernst nehme und mit Enthusiasmus praktiziere. Oft ist es so, dass Menschen anderen helfen wollen. Da würde ich vorsichtig nahelegen, erstmal auf sich selbst zu schauen, sich selbst ernst zu nehmen und auch die eigenen Bedürfnisse. Ich meine das für alle, auch für *weiße* Menschen.

Cecil: Ich erinnere mich noch an einen Vortrag, den du vor ein paar Jahren an einer Uni gehalten hast. Da hast du gesagt: „Ich sehe, hier sind auch viele *weiße* Menschen. Wenn Sie Antirassismus machen wollen, um anderen zu helfen, dann lassen sie das bleiben.“

Amma Yeboah: Auch *Weiße* sollten sich ernst nehmen, denn auch sie werden rassifiziert, und das ist Entmenschlichung. Menschen, die Alltagsrassismus erfahren, sollten ihre eigene Whiteness ernst nehmen, auch im Kontext von Empowerment. Take yourself seriously.

Cecil: Und alle sollten sich auch die Frage stellen, wer sie sein möchten.

Amma Yeboah: Ja: Why d’you wanna be Black or white, if you can be Human Being.



Inspiration und Impulse

„Der Blick nach Amerika ist wichtig. Aber wenn er ausschließlich nach Amerika geht, ist er – besonders in meiner Community, der Black Community – auch gefährlich. Denn auf der einen Seite haben wir den eurozentristischen Blick und dann den Blick, der voll nach Amerika gerichtet ist. Gleichzeitig sind seit mehr als 30 Jahren mindestens 40.000 Brüder und Schwestern vor unserer Haustür ertrunken und ich sehe keine vergleichbare Mobilisierung dafür. Das muss in die eigenen Debatten um Rassismus und in die gesellschaftliche Debatte mit einfließen.“

Peter Emorinken-Donatus beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Ich habe den Eindruck, dass die Frage von Klassismus und die Frage von Klassenverhältnissen uns rassismuskritisch Bildungsarbeitenden irgendwie mehr und mehr aus der Hand gleiten. Klassismus wird immer wieder erwähnt, also die Diskriminierungsform, und es gibt eine gewisse Sensibilität dafür, dass Menschen und Gruppen durch soziale Ungleichheit marginalisiert sind, in prekären Verhältnissen leben – beispielsweise auf Grund von Jobs und Lohnarbeit. Und Rassismus als 500 Jahre alte Ideologie gibt es auch in anderen Wirtschafts- und Gesellschaftsformen. Das heißt, auch wenn wir Kapitalismus überwunden hätten, dann wäre das nicht so, dass Rassismus automatisch aufgelöst wäre. Und trotzdem hängen die beiden sehr, sehr stark zusammen und bedingen sich. Ich wünsche mir da sehr, da auch nochmal wirklich die Frage mit rein zu nehmen: Okay, wie hängt eigentlich Rassismus gerade auch mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem zusammen? Wie bedingen und bestärken sich die beiden? Wie können wir wirklich weiterführende Gesellschaftsutopien entwickeln, jenseits dieser Wirtschafts- und Produktionsform, in der wir uns gerade bewegen?“

Kiana Ghaffarizad beim Fachtag „Verschieden, Getrennt, Gemeinsam“ im Dezember 2019

„It’s not that Europe does not have the capacities to have refugees. For me it’s always like: “Okay, stop producing refugees if you don’t want them in your country.” Because all the problems for refugees are from the global north. They come, they bring the guns, they bring the pollution from cars, they come and take land.“

*Elizabeth Ngari beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021*

„Eine Unterbrechung dieses Anspruchs – Informationen liefern zu müssen, als Expertin bereit zu stehen, für alles verantwortlich zu sein – ist durchaus möglich. Das ist mir auch gerade in Richtung von Fachkräften of Color wichtig, das zu sagen. Und Angebote zur Self-Care bzw. zum Erlernen von Self-Care wahrzunehmen. Zum Erlernen von dem Gefühl „Ich darf mich um mich selber kümmern.“ Wie sehr auch das eine politische Aufgabe ist und eine, die im Zuge pädagogischer Räume stattfinden kann.“

Cecil Arndt beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

“The women who are more disadvantaged, the women who are suffering a lot - We asked ourselves: Why should we accept to live in these conditions? We are in this society. We are capable of going out to work and pay for our own flats and give back to society.

*Elizabeth Ngari beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021*

"Mostly our work is to empower women, because when we go to the camps, we talk to the women and find out about their problems and we tell them: “You have to come out as an individual and as a collective to fight these things.” Mostly we as women, we know all these problems but how do we go about it? We tell the women we have to go for their problems and also collectively with us because we are doing a lot of demonstrations, we make online petitions and also we are writing press releases. So we tell the women: “You have your own problem and we can also work together to fight the whole thing together.” So what we do is empower women and we have this workshops which we do and we call them “From Personal Problem to Political Activism. “

*Elizabeth Ngari beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021*

„Most of the problems are slow traumas they are slow depression and the stress the women are going through because of the asylum system.”

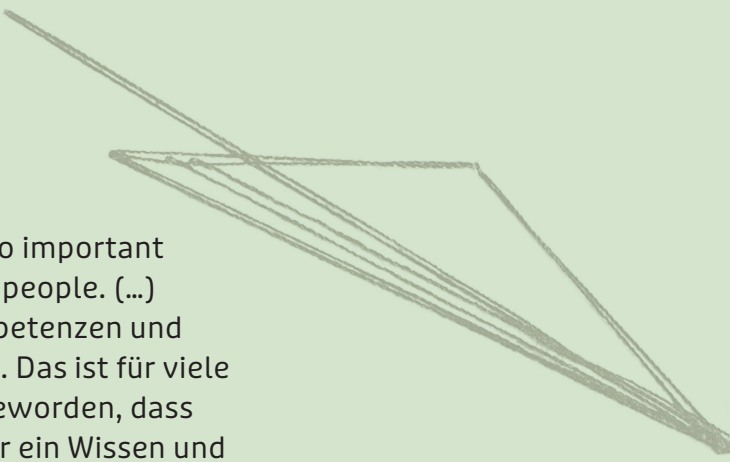
*Elizabeth Ngari beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021*

“We have successfully broken a lot of borders, not only the physical but we also want to break borders between ourselves and the people we are working with.”

*Elizabeth Ngari beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021*

„Du kannst nicht eine Community empowern, du kannst nur Zugang zu Empowerment für Individuen bereitstellen und dann aus dem Individuum entsteht Empowerment für eine ganze community. Das muss der bottom-up approach sein und nicht von oben nach unten.“

*Orion beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021*



“With this process of learning by doing we discovered that it’s also important to be very aware of the dynamics of the groups with traumatized people. (...) Das Problem ist: Das wird von niemandem anerkannt. Diese Kompetenzen und Fähigkeiten haben keinen Wirtschaftswert sondern sozialen Wert. Das ist für viele Strukturen gar nicht wichtig. (...) Es ist ein Ärger mit den Jahren geworden, dass egal, wie viel wir machen, egal was wir erreichen, egal was wir für ein Wissen und was für Fähigkeiten wir haben. Am Ende wird das nicht anerkannt.“

Rob und Orion beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021

“What is struggle and what can be problematic for us, it can also become our strengths in the work that we do. Who better than us can understand this?”

Rob beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021

„Ich find’s sehr spannend, in welchem Spannungsfeld wir uns da auch als migrantische bzw. neue deutsche Organisationen befinden. Erstens unseren Geltungsbereich in *weißen* Strukturen überhaupt deutlich zu machen, aber auch gleichzeitig uns und unsere Zielgruppen dahingehend zu stärken, dass sie gleichberechtigte, erfolgreiche Menschen in dieser Gesellschaft sind und das in kapitalistischen Strukturen. Das ist mega herausfordernd, schwierig, ressourcen-zehrend, aber gleichzeitig macht dieses Thema deutlich, wie wichtig Öffentlichkeitsarbeit in diesem Themenfeld ist. Durch Öffentlichkeitsarbeit können wir nämlich unsere (post)migrantischen Perspektiven an die Mehrheitsgesellschaft herantragen.“

Ferdaous Kabteni beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021

„Bei Empowerment geht es ja auch viel um Trauma-Arbeit. Wenn wir uns dann die Geschichte von Sint*izze und Romn*ja angucken, dann merken wir das ist eine sau diverse Gruppe. (...) Wir haben den Holocaust überlebt bzw. die NS-Gewaltherrschaft auf der ganzen Welt und dann fand eine zweite Verfolgung nach 1945 statt, die systematisch durch Polizei verfestigt wurde, professionalisiert wurde. (...) Empowermentarbeit bedeutet mit meinen Menschen sehr viel Vertrauensarbeit über Jahre. Das ist nichts, was ich mal so für eine Stunde schaffen kann und gut ist. Da gehört Freund*innenschaft, da gehört Beziehungsarbeit, da gehört sehr viel individuelle Arbeit dazu.“

Berna Öznarçiceği beim Webtalk „STRUGGLES & UTOPIAS – Selbstorganisation, **Intersektionalität** und Empowerment im Kontext Flucht und Migration“ im September 2021

„Empowerment findet in der community statt. Beispielsweise sehe auch ich mich in der Aufgabe, junge Menschen zu empowern. Leider findet das Empowerment von Roma-communitys weniger Beachtung als jenes anderer Gruppen geflüchteter Menschen. Und auch eine breitere (politische) Unterstützung von Roma bzw. die Auseinandersetzung mit der Thematik seitens der Dominanzgesellschaft war in den letzten Jahrzehnten für mich nicht erkennbar. Da wird immer noch mit stereotypen, rassistischen Bildern gearbeitet, auch in den Medien.“

Berna Öznarçiceği beim Fachtag „Junge geflüchtete Menschen in NRW zwischen Ausgrenzung und Empowerment“ 2018

„Bei allen Struggles, bei allen Schwierigkeiten, möchte ich für eine fürsorgezentrierte Arbeit plädieren. Diese Ansätze, die vor allem Frauen of Color, Schwarze Frauen und Queers zentrieren, machen einen bestimmten Schnitt in die Arbeit, den auch ich gebraucht habe. Einfach auf uns achten. Die Movements, die Teile, die Arbeit, die wir sind und machen, versuchen, tief aufzustellen – vielleicht eher tief als weit – und Beziehungsarbeit zu fokussieren.“

Cuso Ehrich beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Lasst uns mal über Rassismus reden. Nicht über Rassismus und seine Auswirkungen, wie sie uns jetzt gerade betreffen. Sondern, wie wir das lösen können. Ansonsten werden wir immer wieder weiter Gelder bekommen, um solche Veranstaltungen zu machen, was auch nötig ist, um aufzuklären. Aber wenn es um konkrete Lösungen geht, müssen wir wirklich an die Wurzeln gehen.“

Peter Emorinken-Donatus beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Immer, wo es Gewalt gab, gab es auch Widerstand. Und ich finde, dieser Widerstand, der muss (in der Bildungsarbeit) stärker betont werden. Aus der Perspektive des Widerstands können und sollten Wissensbestände irritiert werden.“

Megha Kono-Patel beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Indem ich das Angebot organisiert habe, ein Empowerment-Angebot für Menschen, die von anti-Schwarzem Rassismus betroffen sind, habe ich mich selbst ja ausgeschlossen und damit markiert, dass das ein legitimer Raum ist und nicht alle immer überall dabei sein müssen. Ich möchte anregen, diese Art der Kontrolle und des immer-dabei-sein-Wollens und wissen-Wollens oder der Neugier, die ja aus der europäischen Geschichte irgendwie auch mit Kolonialität verbunden ist, mal zu überwinden. Und ich finde es eine wichtige pädagogische Aufgabe, sich ausschließbar zu machen.“

Megha Kono-Patel beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Das ist immer ganz cool, dass es Zoom gibt und diese ganzen Sachen. Aber dann merkt man, dass es da eben auch um Menschen geht und dass wir online nicht alles auffangen können. Wir müssen uns eigentlich sehen, wir müssen die Leute auch spüren können, um Emotionen auffangen zu können.“

Naomy Révoltés (Aktivistin/The Queer L-Vlog) beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Wir müssen einfach machen. Und eigentlich gar nicht so darauf hören, was jetzt die breite Masse super findet. Weil am Ende, wenn da irgendwas steht, eine Aktion, ein Flashmob, dann hat das eine Wirkung. Und wenn dann „nur“ hundert Menschen kommen, dann hat das trotzdem eine Wirkung und die tragen das ja auch weiter.“

Naomy Révoltés beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Wir wollen ja **Power-Sharing** betreiben. Wir haben zwar keine Power, aber wir teilen trotzdem.“

Naomy Révoltés beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Muss ich jetzt ein eingetragener Verein sein, damit ich Geld bekomme? Muss ich studiert haben, damit ich als Expertin irgendwo sprechen darf, damit ich auf einem Podium sitzen darf? Ich wünsche mir, dass Leute einfach ihre Macht teilen, und dass ihr Menschen einladet, die zu Themen sprechen können, auch wenn sie nicht studiert haben, und auch wenn sie keine Scheine haben. Wenn ihr überzeugt davon seid, dass diese Person was zu sagen hat, das wichtig für uns alle ist, so nehmt sie mit. Ich wünsche mir, auch was finanzielle Ressourcen angeht, mehr Support und **Power-Sharing**.“

Naomy Révoltés (Aktivistin/The Queer L-Vlog) beim Fachtag „Verschieden, Getrennt, Gemeinsam“ im Dezember 2019

„Mein Eindruck ist, dass Kinder und Jugendliche ziemlich viel „einfach machen“ und eigene Formen finden. Gerade im digitalen Raum, wo echt nochmal ganz andere Stimmen zu hören sind und sein könnten. Und deswegen ist die Aufgabe von Jugendarbeit vielleicht gar nicht so sehr, was zu erklären, oder eine Form vorzugeben, sondern das Bestehende aufzugreifen, zu verbreiten oder vertiefen und möglicherweise zu verbinden.“

Isabell May beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Im Zusammenhang mit der pandemischen Situation hat es Entwicklungen gegeben, die geflüchtete Menschen sehr konkret und existenziell betroffen haben. Bspw. hat sich dadurch, dass das BAMF nach den Grenzschießungen 2020 flächendeckend Fristen von Menschen im Dublin-Verfahren angehalten hat, was aus unserer Sicht eine illegale Praxis war, die Wartezeit extrem verlängert. Also die Zeit, in der diese Personengruppe in einer sehr unsicheren Situation lebt. Gleichzeitig wurde schon während der Grenzschießungen und pandemischen Ausnahmesituation „mit Hochtouren“ daran gearbeitet, Abschiebungen schnell wieder durchführen zu können. Menschen werden so von Seiten des Staates bewusst und über längere Zeit in einem sehr prekären Status gehalten und am Ankommen gehindert.“

Isabell May beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Meine Wahrnehmung ist schon, dass es mehr Bewusstsein dafür gibt, dass es Räume zur rassismuskritischen Reflexion pädagogischer Praxis braucht. Die Art der Anfragen offenbart aber oft noch so einen Blick „von Außen“, wie bspw. „Wie gehe ich denn jetzt mit meiner Zielgruppe um?“ und „Zielgruppe Geflüchtete“ oder „Jugendliche of Color“ wird dann als „besonders anders“ imaginiert. Auch darüber kann man aber in der Bildungsarbeit rassismuskritische Zugänge finden und schaffen, denke ich.“

Isabell May beim Online-Podium „Wahrnehmungshorizonte – Rassismuskritische Perspektiven für die Jugendarbeit in Zeiten der Corona-Pandemie“ im November 2020

„Wir müssen einfach machen. Also, wir stoßen ständig auf Widerstand, auf Abwertung, auf Menschen, die sich persönlich angegriffen fühlen. Und all das, was man eben kennt aus dem Kontext, wenn man den Finger in die Wunde steckt und das böse R-Wort in den Mund nimmt und sagt: Das ist hier gerade rassistisch. Vielleicht kriege ich sogar Unterstützung, von wem auch immer. Aber wir haben für uns festgestellt, auch in der Konzeption und in der Evaluation unserer Veranstaltungen, wir haben keine andere Wahl. Die Alternative wäre, dass nichts geschieht, und das ist keine Alternative. Also müssen wir einfach tun. Ich glaube dieses Strategien Entwickeln, nach Strategien Suchen, ist manchmal auch ein Luxus – wir müssen einfach, weil wir existieren und sind. Und wir müssen Räume schaffen, in denen wir einfach sein können und dürfen. Wo wir nicht überlegen müssen, ob wir sie betreten können, ob wir dort sicher sind.“

Şeyma Özdemir beim Fachtag „Verschieden, Getrennt, Gemeinsam“ im Dezember 2019

„Rassismuskritik und solche Themen, das klingt für Jugendliche abstrakt und damit können wir nicht so viele Jugendliche erreichen. Deshalb haben wir uns überlegt, dass wir was Interessantes machen, damit wir mit den Jugendlichen zuerst Kontakt aufnehmen können. Und dann können wir weitermachen. Also wenn wir sagen, dass das ein Empowerment-Workshop ist, verstehen viele geflüchtete Jugendliche das sprachlich vielleicht nicht oder wissen nicht, was das ist.“

Naji Ahmad beim Fachtag „Verschieden, Getrennt, Gemeinsam“ im Dezember 2019

„Es braucht eine ganz klare Fokussierung auf alle Machtverhältnisse. Vergleichen, nicht gleichsetzen. Jede Diskriminierungsform mit ihrer eigenen Geschichte, in ihrer eigenen Funktion wahrnehmen. Gleichzeitig auch zu gucken, wo sind geteilte Erfahrungen von Schwarzen Menschen, People of Color, Juden, Jüdinnen. Wo können wir Kämpfe und Widerstandsbewegungen zusammenführen?“

Kiana Ghaffarizad beim Fachtag „Verschieden, Getrennt, Gemeinsam“ im Dezember 2019

„Jugendliche ohne Grenzen als selbstorganisierte Initiative macht diese Empowerment-Arbeit selber. Die empowern sich selbst und gegenseitig. Versuchen, sich selbst in diese Gesellschaft einzubringen, sich selbst zu vertreten, ihre Stimme zu haben und selber mit den Politikern und Politikerinnen zu reden, damit sie einfach mal sich selber sichtbar machen. Und für sich selbst zu kämpfen, Rechte selbst haben zu dürfen.“

Avin Mahmoud beim Fachtag „Junge geflüchtete Menschen in NRW zwischen Ausgrenzung und Empowerment“ 2018

„Empowerment ist viel mehr als ein Handlungskonzept, es ist eine Denkweise. Eine Denkweise, bestimmte Dinge zu betrachten, bestimmte Dinge zu verstehen. Und auch, bestimmte Dinge aus einer andere Perspektive zu sehen. Und dass man sie nicht mehr aus Defizitperspektive betrachtet, sondern aus einer ressourcenorientierten Perspektive.

Und dass man Geflüchteten oder anderen Adressatengruppen nicht vorschreibt, wie sie zu arbeiten haben, sondern wo sie sich aus ihrer eigenen Dynamik gesellschaftlich, politisch, sportlich, kulturell selbst organisieren und ihre Selbsthilfepotenziale sichtbar machen.“

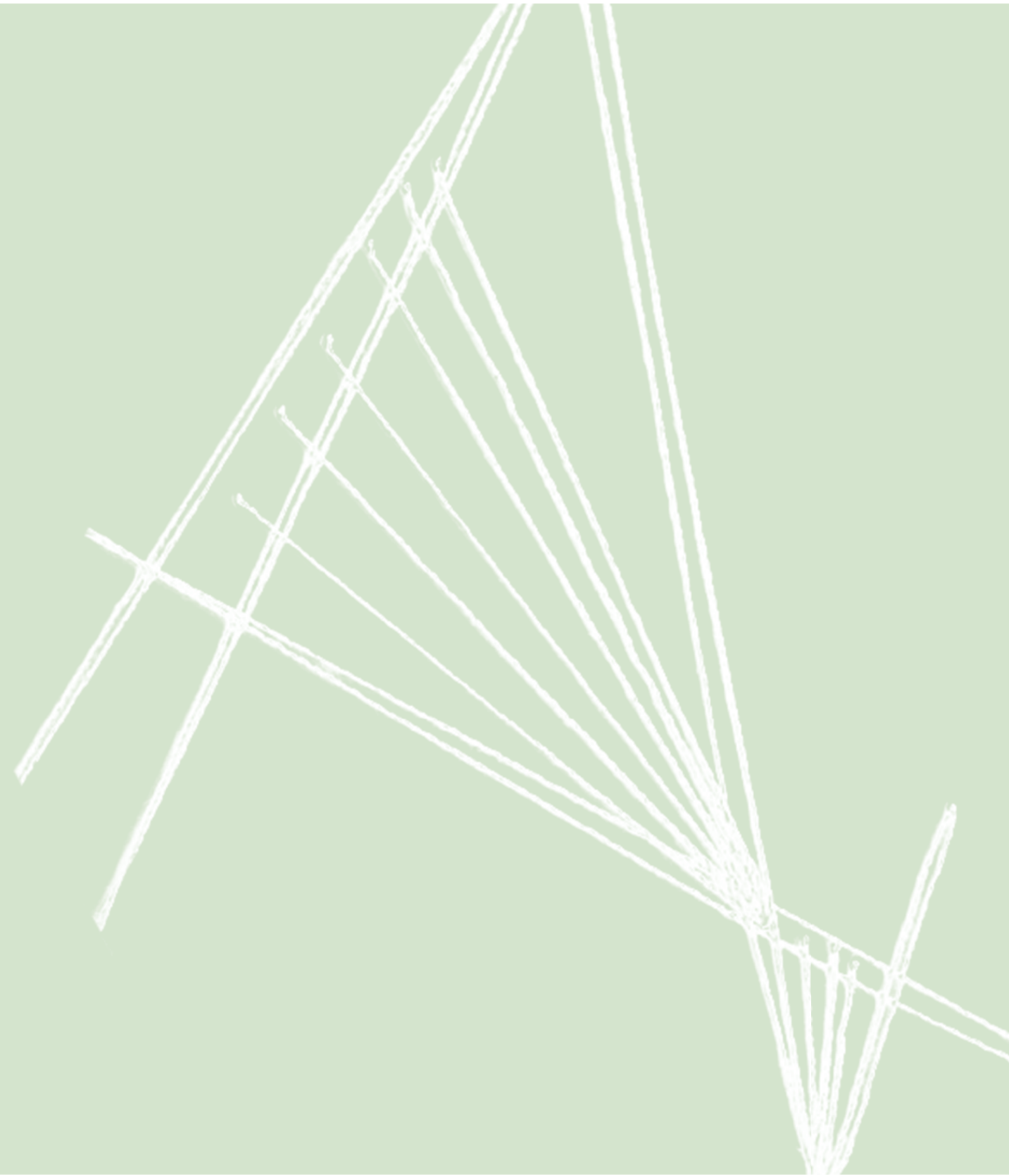
Kemal Bozay beim Fachtag „Junge geflüchtete Menschen in NRW zwischen Ausgrenzung und Empowerment“ 2018

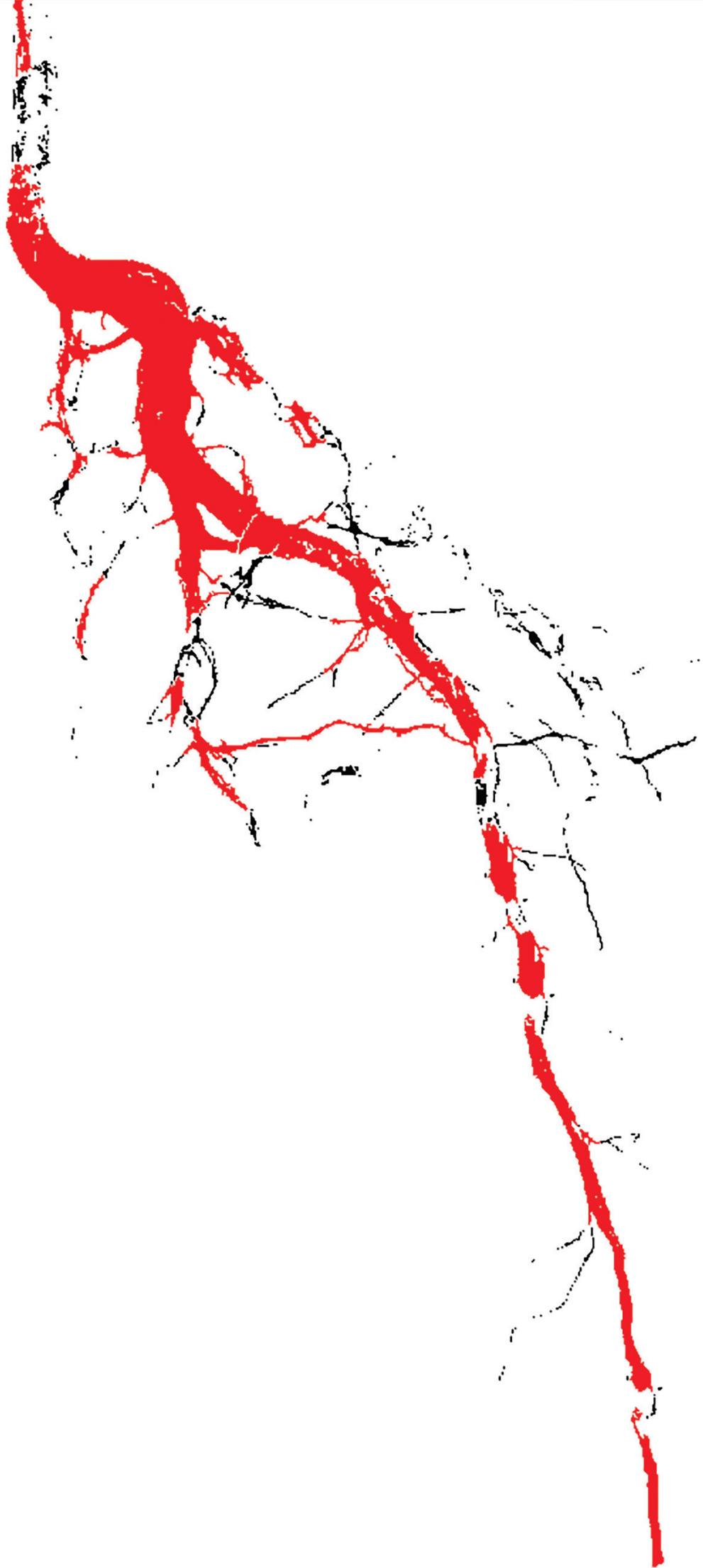
„Empowerment ist ein Konzept für lernende Organisationen, für eine lernende Gesellschaft. Das heißt, wenn eine Gesellschaft oder eine Organisation sagt, wir haben unsere Strukturen so gemacht, dass wir nichts Neues dazu haben möchten, dann wird Empowerment sehr schwierig funktionieren.“

Kemal Bozay beim Fachtag „Junge geflüchtete Menschen in NRW zwischen Ausgrenzung und Empowerment“ 2018

„Letztendlich brauchen wir eine Bewusstseinsänderung. Und dieser Bewusstseinsänderungs-Prozess beginnt erstmal damit, dass wir barrierefreie Räume brauchen, wo diese Machtasymmetrien, die vordekliniert sind, abgebaut werden. Das andere ist, ich erlebe derzeit viel, dass man über Toleranz diskutiert, gerade auch in der Migrations- und Geflüchtetendebatte. Letztlich ist Toleranz tolerieren, letztlich ist auch tolerieren beleidigen. Es geht für uns nicht um Toleranz, wir brauchen eine Politik der Anerkennung.“

Kemal Bozay beim Fachtag „Junge geflüchtete Menschen in NRW zwischen Ausgrenzung und Empowerment“ 2018





About the Artworks

A text by Fadi Elias

After reading the Brochure, I've tried to collect some keywords to start the work on my artworks.

For example: new generation, criticism, hardworking, Empowerment etc.....

The hand print we see on the cover is a reproduction of a 400,000 years old hand stencil found in a cave in Indonesia. Some one wanted to say "I was here", someone wanted to leave a mark to be seen by the following generations.

In the Brochure appear also roots in deferent colors. This idea is based on taking examples and experiences of history and putting our touch, colors and understanding considering new perspectives of our current time.

From under the ground we go up with the growing apple seed.

In the seed itself we see the core as rectangulars that repeat themselves in the structure of the growing plant above the ground in different sizes and

dimensions as a representation of the youth.

We see it growing step by step.

As with most Chinese symbols, the Koi carp has a legend attached to it.

According to legend, the carp is noted for its strength and bravery because it swims against the current, upwards, 'mastering' falls and ending up at a gate on the Yellow River called Dragon Gate.

The Koi carp turns into the revered Celestial Dragon when it makes a final leap over the last rapids.

Inspired by the mythology of this particular fish, I decided to draw one and ask Adam (5 years old kid) to color it.

For me personally, it was a very interesting experience seeing Adam while coloring the fish.

Adam used wax colors and the imagination of a child to complete the artwork.

Glossar:

(alphabetisch)

Abolitionismus

- » „Historisch bezieht sich der Begriff Abolitionismus auf die transnationalen Kämpfe zur Abschaffung von Versklavung und geht bis ins 18. Jahrhundert zurück. Diese Kämpfe sind so alt wie die Versklavung selbst; versklavte Menschen haben schon immer für Gerechtigkeit und für die Überwindung von Versklavung gekämpft. Grundlegend hierbei war und ist der Gedanke, dass das System der Versklavung nicht reformierbar ist“ (Thompson 2020). Im weiteren Sinne fallen unter abolitionistische Ansätze eine Vielzahl von Praktiken, die eine Gesellschaft vorleben, in der Strafsysteme, Polizieren und Isolation abgeschafft werden können. Es geht um die Errichtung von solidarischen Alternativen, sowohl institutionell als auch in individuellen Beziehungen, bei gleichzeitigem Abbau von institutionalisierten Strafsystemen wie Polizei, Lagern und Gefängnissen (vgl. Kaba 2021).

Literaturangabe

- » Mauer, Heike; Thompson, Vanessa (2020): Abolitionismus als intersektionale Intervention. Vanessa E. Thompson im Interview. Erschienen auf: blog interdisziplinäre geschlechterforschung. Elektronisches Dokument: <https://www.gender-blog.de/beitrag/abolitionismus-intersektionale-intervention>. Zuletzt abgerufen am 17.11.2021
- » Kaba, Mariame; Nopper, Tamara (2021): We do this till we free us. Abolitionist organizing and transforming justice. Haymarket Books.

Diskriminierungskritik

- » Diskriminierungskritik ist hier definiert als Theorie und Praxis, die, ausgehend von der je eigenen Eingebundenheit in Machtverhältnisse wie bspw. (Hetero-)Sexismus oder Klassismus, politisch-gesellschaftliche Veränderung anstrebt (vgl. bspw. Bönkost 2016) und hierbei eine intersektionale Perspektive einnimmt. Diskriminierungskritische Arbeit sollte verschiedene Ebenen (zwischenmenschlich, institutionell, strukturell) sowie verschiedene Dimensionen (politisch-ökonomisch, historisch, sprachlich etc.) von Diskriminierung in den Blick nehmen.

Literaturangabe

- » Bönkost, Jule (2016): De-Stabilisationsdreieck: Ein Werkzeug für diskriminierungskritische Lehre, veröffentlicht bei ARiC Berlin e.V.

Intersektionalität

- » „**Intersektionalität** bzw. Intersectionality ist ein Paradigma, mit dem die Wechselbeziehungen von Dimensionen sozialer Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnisse wie Geschlecht, soziales Milieu, Migrationshintergrund, Nation, Ethnizität, ‚Rasse‘, sexuelle Orientierung, Behinderung, Generation et_cet_era. fokussiert werden. Diese Dimensionen sozialer Ungleichheit werden als soziale Konstruktionen konzeptualisiert, welche nicht isoliert voneinander analysiert werden können, sondern in ihren Überschneidungen (intersections) oder Wechselverhältnissen (Interdependenzen/interdependenten Kategorien) untersucht werden müssen. Additive Perspektiven sollen überwunden werden, indem der Fokus auf das gleichzeitige Zusammenwirken von sozialen Ungleichheiten bzw. **Positionierungen** gerichtet wird.“

Literaturangabe

- » Portal **Intersektionalität**: <http://portal-intersektionalitaet.de/startseite/portal-intersektionalitaet/> (Zugriff: 30.11..2021)

Machtkritik/machtkritische Ansätze

- » Unter **machtkritischen** Ansätzen verstehen wir Ansätze, die sich zum einen kritisch mit den „großen Ismen“ (Rassismus, Klassismus, Sexismus etc.), also gesellschaftlichen Machtverhältnissen, auseinandersetzen. Über deren Destabilisierung, Transformation und Abbau sollen gerechtere gesellschaftliche und globale Verhältnisse hergestellt werden. Zum anderen nehmen **machtkritische** Ansätze die Ursachen und Manifestationen von Machtverhältnissen in den Blick, um entsprechende Handlungsperspektiven zu entwickeln. Hierzu gehören bspw. die Verteilung von Ressourcen, die Etablierung von Hierarchien oder die historische Genese von Privilegierungen. Im Allgemeinen kann man sagen, dass **machtkritische** Ansätze weniger individuelles Verhalten (wie bspw. eine Diskriminierung aufgrund einer vorurteilsbasierten Entscheidung) betrachten, sondern größere gesellschaftliche Strukturen und Ordnungsprinzipien fokussieren. Auch bei der Definition von Phänomenen wie Rassismus und der Erarbeitung (politischer) Strategien wird dieses strukturelle Verständnis dementsprechend zugrunde gelegt.

Literaturangabe

- » Siehe auch: kulturshaker.de: „**Machtkritische** Ansätze“, <https://kulturshaker.de/paedagogik-der-begegnung/machtkritische-ansaeetze/>

Mikroaggressionen

- » „Unter Mikroaggressionen werden die Folgen bewusster und unbewusster Akte verstanden, die durch offene und subtile Botschaften strukturell diskriminierte Menschen wiederholt und nadelstichartig verletzen, indem sie sie als abweichend von der dominanten Norm darstellen,

stereotypisieren, entwürdigen und symbolisch ausschließen. Beispiele für Mikroaggressionen sind Alltagsrassismen.“

Literaturangabe

- » IDA e.V. – Glossar: https://www.idaev.de/researchetools/glossar?tx_dpnglossary_glossar_v%5B%40widget_0%5D%5Bcharacter%5D=M&cHash=834019a8863861495e42a3328e1d264f (Zugriff: 20.10.2021)

Positioniertheit/Positionierung

- » **Positionierung** meint die gesellschaftliche „Verortung einer Person aufgrund unterschiedlicher Identitätsmerkmale und die damit einhergehenden Erfahrungen z. B. durch Diskriminierungen oder Privilegien, die jede Person prägen. So meint die **Positionierung** als weiße genderqueere Person zum Beispiel, dass eine Person im System Rassismus keine Diskriminierungserfahrungen machen kann, sondern viele Vorteile und Privilegien genießt, während sie im System Sexismus durch ihre Genderidentität Benachteiligungen und Diskriminierungen erfahren kann“ (Glossar quix-kollektiv). Jenseits der individuellen Betrachtung verweist der Begriff „**Positionierung**“ im Kontext von Machtverhältnissen auf strukturelle Dimensionen. Die materielle Dimension gesellschaftlicher **Positionierung** meint, dass hiermit Ressourcenverteilung und –zugänge einhergehen bzw. hierüber geregelt werden.

Literaturangabe

- » quix-kollektiv – Glossar: <https://www.quixkollektiv.org/glossar/allgemeines-glossar/> (Zugriff: 20.10.2021)

Power-Sharing/Powersharing

- » „**Powersharing** geht einher mit Empowerment und heißt wörtlich übersetzt „Macht teilen“. Es zielt darauf ab, dass sich privilegierte Menschen der Macht- und Unterdrückungsstrukturen der Gesellschaft bewusst werden, in der sie leben und von denen sie profitieren. Denn diese Vorteile existieren nur aufgrund tiefverwurzelter Ungleichwertigkeitsvorstellungen wie Rassismus, Sexismus und Ableismus. Privilegien, die sich dabei herausbilden können, sind beispielsweise finanzielle Ressourcen, Netzwerke oder der Zugang zu Wissen und Bildung. Beim **Powersharing** geht es darum, Vorteile, die durch gesellschaftliche Ungleichheiten entstehen, mit Menschen zu teilen, die benachteiligt werden, beispielsweise indem man seine Vorteile oder seinen Einfluss nutzt, um Plattformen für Personen zu schaffen, die in unserer Gesellschaft sonst weniger (re)präsent(iert) sind. Eine andere Möglichkeit ist es, Räume zur Verfügung zu stellen, die marginalisierten Menschen als Schutzraum dienen können. Dabei ist es wichtig, mit den betroffenen Personen in Kontakt zu kommen und zuzuhören, um zu erfahren, was sie benötigen bzw. sich tatsächlich wünschen.“

Literaturangabe

- » IDA e.V. – Glossar: https://www.idaev.de/researchetools/glossar?tx_dpnglossary_glossary%5B%40widget_0%5D%5Bcharacter%5D=P&cHash=01eae52f49497c7c5385f8079ae6f1b4 (Zugriff: 20.10.2021)

Ressourcenorientierung

- » Ressourcenorientierung meint „eine alltägliche Orientierung an dem, was das [Gegenüber] kann und den Umständen, in denen die Fähigkeiten und Stärke umgesetzt werden können“ sowie daran, wie das Gegenüber diese Fähigkeiten aktiviert bzw. lernt zu aktivieren (nach Flory/BafF 2017, angelehnt an Hantke: S. 55). Es geht hierbei nicht darum, Probleme des Gegenübers schönzureden, sondern „zu ermöglichen, sich auf etwas anderes zu konzentrieren und erst einmal einen Boden

zu schaffen, von dem aus Probleme betrachtet werden können“ (Hantke/Görges 2012: S. 154). „Ressourcen“ bezieht sich hier auf Gelerntes, Erfahrenes und Unterstützendes und beinhaltet diverse Kraftquellen wie bspw. soziale Beziehungen, familiäre/zeitliche/finanzielle Ressourcen, Privatsphäre, Spiritualität, zur Verfügung stehende Hilfsangebote oder Charaktereigenschaften.

Literaturangabe

- » Flory, Lea/BAfF e.V. (2017): Traumasensibler und empowernder Umgang mit Geflüchteten. Ein Praxisleitfaden, Berlin.
- » Hantke/Görges (2012): Handbuch Traumakompetenz. Basiswissen für Therapie, Beratung und Pädagogik, Paderborn: Jungfermann.

Safer Spaces

- » Unter **Safer Spaces** verstehen wir „Schutz- und Communityräume für Menschen, die ähnliche Marginalisierungs- und Diskriminierungserfahrungen machen. Räume, um sich zu begegnen, auszutauschen und wohlfühlen ohne die Sorge, sich erklären zu müssen oder konfrontiert zu werden mit Unverständnis oder (weiteren) gewaltvollen Erfahrungen“ und in denen dadurch ggf. das Sprechen über und Teilen von individuelle(n) und kollektive(n) Erfahrungen erleichtert wird. Dies können also bspw. Räume/Angebote sein, die nur für Menschen, die negativ von Rassismus und/oder Sexismus betroffen sind, zugänglich sind. Die Verwendung von **Safer Space** anstelle von Safe Space hat sich durchgesetzt, um zu markieren, dass auch in dieser Art Räume Verletzungen stattfinden und ein Raum nie vollkommen sicher und immer von Machtverhältnissen durchzogen ist.

Literaturangabe

- » Glossar Queerulant_in e.V.: <https://www.queerulantin.de/materialien/glossar/> (Zugriff 01.12.2021)

Selbstregulation

- » Nach Sequeira beschreibt Selbstregulation „die Kompetenz, innerhalb der eigenen Möglichkeiten und mit Unterstützung des Gesamtumfelds gut für sich und für andere zu sorgen.“ Es geht um die Möglichkeit zur Regulation von Körper, Fühlen, Denken und Verhalten, wofür ein angemessenes Maß an sowohl Energie als auch Ruhe vonnöten ist. Diese Regulation ermöglicht letztlich die erfolgreiche Alltagsbewältigung und physisches und psychisches Wohlergehen (Sequeira 2015: S. 324). Charf nennt in diesem Zusammenhang bspw. die Fähigkeiten, „sich bei emotionalem Aufruhr selbst zu beruhigen“, „eine Pause zwischen Reiz und Reaktion zu machen“ oder „die Aufmerksamkeit auszurichten und zu halten“ (Charf 2018: S. 35).

Literaturangabe

- » Charf, Dami (2018): Auch alte Wunden können heilen. Wie Verletzungen aus der Kindheit unser Leben bestimmen und wie wir uns davon lösen können, München: Kösel.
- » Sequeira, Dileta (2015): Gefangen in der Gesellschaft – Alltagsrassismus in Deutschland. Rassismuskritisches Denken und Handeln in der Psychologie, Marburg: Tectum.

Trans*

- » Angelehnt an den Begriff Transgender verwenden wir trans* in der Anlehnung an den Begriffswandel, den Transgender in den 1990er Jahren vollzogen hat und diverse Variationen von Geschlechternormen und -erwartungen mit einschließt, beispielsweise Nicht-Binäre Menschen, Gendernonconforming und Genderqueere **Positionierungen**. Somit wird trans* als vereinfachte Kategorie sehr komplexer

gesellschaftlicher **Positionierungen** verwendet, für Menschen, bei denen der bei denen das bei Geburt zugeschriebene Geschlecht mit der wirklichen geschlechtlichen Identität nicht übereinstimmt. Der Stern weist auf die vielzähligen Expansionsmöglichkeiten hin, die nach der Vorsilbe verwendet wurden und werden (Stryker 2017: 36-42). Seit den 1960er Jahren durchläuft der Begriff immer wieder neue Wandlungen und wir sind uns bewusst, dass die hier aufgeführte Definition sich jederzeit ändern kann.

Literaturangabe

- » Stryker, Susan (2017): Transgender History. The Roots of Today's Revolution. New York: Seal Press, S. 36-42.

traumainformiert/traumasensibel

- » Mit **traumainformierten** Ansätzen bezeichnen wir hier Ansätze, die über Wissen zu Trauma und Traumaerleben sowie dessen Ursachen und Folgen verfügen und diese Perspektive beim Blick auf Individuum und Gesellschaft zu Grunde legen. Von traumasensiblen Arbeiten sprechen wir bspw. im Zusammenhang mit der bewussten Anwendung spezifischer Methodik oder Prinzipien der Raumgestaltung in pädagogischer Begegnung. Hierbei geht es u.a. um die (Wieder-) Herstellung von Sicherheit und die Ermöglichung von Selbstwirksamkeitserfahrung, Reduktion von Stress und Belastung bzw. Zentrierung von Selbstsorge sowie die Vermeidung von bzw. den Umgang mit retraumatisierender Erfahrung durch bspw. Gewalt und Trigger.

Literaturangabe

- » Für traumapädagogische Standards siehe bspw. Fachverband Traumapädagogik e.V.: <https://fachverband-traumapaedagogik.org/start.html>

W
W
G
N
U
G
W
V

G
N
U
R
H
J

G
N
U
N
G
W
P

